Paed.
373

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Theol. 373

III/132.

Paed. 373

Anna,

oder

der Fallstrick

der Ehre und des Reichthums.

Ein Volksbuch.

Besonders für den Bürger und Landmann; für Herrendiener und Dienerinnen.

Von

Gottfried Daniel

J. G. D. Schmiedtgen,

Verfaßer der Euphonie oder des Wohllauts auf der Kanzel.

Zweite wohlfeilere Ausgabe

Leipzig und Gera 1798.
bei Wilhelm Heinsius.

(Preiß 6 Groschen.)

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Druckfehler zu: Anna,
oder
der Fallstrick der Ehre
und des Reichthums.

Seite.	Zeile.	
9,	21,	lies Uebereinstimmung statt Uebereinstimmug.
11,	2,	— mit ihrem — mit ihren
	5,	— unumstößlichen — unumstäßlichen
12,	4,	— Eltern — Eltrrn
	23,	— weinerlichem — weinerlichen
19,	1,	— an dem — an den
21,	15,	— aus eignem — aus eignen
24,	22,	— Krummthal — Krummthel
30,	25,	— gewiß jedem — gewiß jeden
32,	9,	— bewillkommnen — bewillkommen
	14,	— mit jedem — mit jeden
36,	12,	— in dem — in den
39,	7,	— fortsetzen — fortsetzrn
50,	1,	— Tage der Angst u. s. w.
54,	9,	— vergoß — vergaß
55,	15,	— nun — nur
	28,	— von schönem — von schönen
58,	19,	— leichte — leicht

64,

Seite.	Zeile.	
64,	10,	lies bei dem statt bei den
73,	27,	— zu diesem — zu diesen
90,	17,	— welche ihm — welche ihn
125,	12,	— erhoben — erheben
126,	12,	— vorräthige — vorräthlge
136,	16,	— bald — dald
139,	11,	— Margarethen — Margarethe
141,	15,	— nachfolgenden — nachfolgendem
148,	1,	— zunehmendem — zunehmenden
154,	22,	— rechtmäßiger — rechtmäßlcher
162,	9,	— gemäßen — gemäßem
171,	6,	— Quellen — Qellen
176,	13,	— genoß — genaß
237,	12,	— Bewillkommnung — Bewillkommung
239,	12,	— dem Kummer — den Kummer
245,	6,	— zur Verpflegung — zu Verpflegung.

Die Fälle, wo — y — statt — i — gesetzt ist und wo der Setzer die Pausenzeichen verwechselt hat, sind zu häufig, als daß sie angeführt werden könnten.

Dem

Herrn Rath Becker

in Gotha,

hochachtungsvoll gewidmet.

Ein vorläufiger Gedanke.

Selbst die denkende Klaße der Menschen nimmt in gewißen Beziehungen, wo Lieblingsneigungen gern die Moral willkührlich zu formen suchen — die durch sinnliche Darstellung mitgetheilte Belehrung williger an; als den Unterricht, welchen sie in gerader Beziehung auf sich erhält. Die nichtdenkende Klaße, auf welche die kalte Moral weit seltener vortheilhaft wirkt, bedarf einer sinnlich anschaulichen Belehrung ungleich mehr.

Die

Die größten Männer unsers Zeitalters sorgten dieser Erfahrung gemäß für die Jugend. — Möchte doch nun auch dies Buch nicht fruchtlos in die Hände derer kommen, welche bei erwachsenen Jahren theils aus Gewohnheit, theils aus Mangel des Unterrichts, wie die Jugend dem Reitz der Sinnlichkeit gern folgen!

Anna.

Anna,

oder

der Fallstrick

der Ehre und des Reichthums.

Ein Volksbuch.

Erstes Kapitel.

Tobias Wendel, ein Landmann in Ebernitz, hatte sich durch eine weise Mäßigkeit und kluge Haushaltung in den Stand gesetzt, mit seinem Weibe und Kindern — einem Sohn und einer Tochter, ohne ängstliche Sorgen der Nahrung zu leben, und außerdem den Armen und Nothleidenden seines Dorfs mit milder Hand Hülfe und Unterstützung zu leisten. Er hatte nur einige Scheffel Land, aber diesen Boden benutzte er so gut, als er konnte, und wandte alle Mittel an, ihn zu verbeßern und so tragbar zu machen, als es die Natur zuließ. Seine Umstände hätten es zwar erlaubt in der Folge mehr Feld zu kaufen; allein er hatte

hatte den richtigen Grundsatz, nur soviel Feld zu besitzen, als er mit seiner Familie hinlänglich bearbeiten konnte. „Viel Feld zu haben, sagte er oft, ohne es gehörig bearbeiten zu können; bringt mehr Schaden als Nutzen."

Dabei trieb er den Garnhandel, der ihm so viel einbrachte, daß er manchen Thaler auf künftige Zeiten hinlegen konnte, und im Stande war, sein vom Vater geerbtes und bereits veraltetes Haus neu und bequem zu bauen. Er baute es weder glänzend noch prächtig, sondern einfach; doch so, daß es ihm alle Bequemlichkeiten darbot, welche er sich und seiner Familie wünschte, und man konnte ihn bei der Erbauung deßelben, weder der Verschwendung noch eines übelangebrachten Geitzes beschuldigen. — Es war ein allerliebstes Häuschen, was er sich baute.

An demselben hatte er einen vortreflichen Garten; denn alles was der einheimische Boden freiwillig unter der Dienstleistung und Hülfe des Menschen gewährt, fand man hier beisammen. Gartengewächse aller Art und Fruchtbäume und Weinlauben und tragbare Gesträuche, und eine Quelle, welche sich kunstlos in alle Theile des Gartens verbreitete und einige wohlriechende Blumen an der Vorderseite des Hauses in Gesellschaft des Thymians, der Salbei, des Rosmarins und Lavendels: — diese fand man hier in einer Ordnung beisammen, welche

weder

weder einen Zwang verrieth, noch von der Art war, daß die Gewächse — sich selbst überlaßen, in ihrem Wachsthum gehindert worden wären. Man hatte seine innige Freude, wenn man bei diesem Garten vorbeigieng.

Daß Tobias Wendel durch sein Beispiel sehr viele Nachahmung in Ebernitz fand, läßt sich leicht denken. Man bemühte sich durchgängig, das Feld so zu bestellen, so Gärten anzulegen und sie zu bearbeiten, wie es Tobias Wendel that. Man pflanzte Bäume und benutzte auf verschiedene Weise die mütterliche Erde; so daß sich Ebernitz vor vielen andern Dörfern durch eine glückliche und vortheilbringende Bearbeitung des Bodens auszeichnete. Inzwischen behielt Tobias immer den Vorzug vor den übrigen, den ihm auch keiner streitig machen konnte. Gute Beispiele sind oft, besonders auf den Menschen, welcher der Sinnlichkeit gern folgt, wirksamer als Lehre und Unterricht.

So wie nun im Felde und Garten Ordnung, Fleiß, Genauigkeit, Eintracht und Uebereinstimmug herrschte: so war auch Eintracht und Uebereinstimmung in der Familie selbst. Es war gleichsam nur eine Seele, welche sie belebte. Das, was ein Glied derselben that, war ein Beitrag zur Glückseligkeit aller, und jedes fand in dem Bestreben, das andere glücklich zu machen, selbst die süßeste Freude des Herzens.

Nie

Nie hörte man ein Scheltwort oder ein Wort mit Ungestüm und Unzufriedenheit gesagt. Man war bereit die Reden des andern zu hören, mit der Begierde ihm gefällig zu sein, und immer bemüht, ihm in seinen Wünschen zuvorzukommen. Zufriedenheit thronte auf ihrem Gesicht und Liebe beherrschte ihre Seelen und vereinigte sie zu einem glücklichen Ganzen. — Und eben so offen und ohne Falschheit begegneten sie jedem, der zu ihnen kam. Ihr Benehmen war frei von dem Zwange, den man sich gewöhnlich in den ersten Augenblicken der Zusammenkunft anthut. Es blieb sich immer gleich. Jahrelang konnte man mit ihnen umgehen und man fand sie am Schluß der Zeit gewiß noch so, wie sie im Anfange gewesen waren. Mit einem Wort: Es herrschte in dieser Familie ein Geist in verschiedenen Körpern.

Was doch ein Mann durch ein gutes Beispiel zu thun im Stande ist! Sein Weib hatte zwar ein gutes Herz und reine unbescholtene Sitten als das wichtigste Heirathsgut mitgebracht; Maria, so hieß das gute Weib, hatte zwar schon als Mädchen Tugend und Ordnungsliebe, Reinlichkeit und ein edles Betragen mit ihrer körperlichen Schönheit verbunden, weil sie sonst nie die Gattin dieses Mannes geworden wäre: allein diese guten Gesinnungen waren vor ihrer ehelichen Verbindung noch nicht zu der Vestigkeit bei ihr gekommen, welche nöthig ist, wenn gute Gesinnungen in Thaten und Handlungen über-

gehen und ununterbrochen die Triebfedern derselben bleiben sollen. Im Umgange mit ihren Gatten, der sie aus wahrer Liebe, nicht anderer Ursachen wegen zur Begleiterin des Lebens gewählt hatte, wurden ihre guten Gesinnungen zu unumstößlichen Grundsätzen, die sie bewahrte in einem feinen und guten Herzen.

Wendel und seine Gattin mußten also nothwendig Tage des Glücks genießen, da ihre Herzen immer nach den Einsichten und der Prüfung ihres Verstandes geleitet wurden. Und dieß Glück wurde noch vergrößert durch die Freude, Kinder zu sehen, welche ihnen glichen. Wohlgebildet hatte sie ihnen die Natur geschenkt und mit den besten Anlagen des Geistes. Wie schätzten sie dies Geschenk! Wie gut, wie sorgfältig suchten sie vom ersten Anfang an ihre Kinder dazu zu erziehen, wozu sie ihnen von der Vorsehung gegeben waren! Ein recht belehrendes Beyspiel hätten Wendel und seine Frau so manchen Eltern sein können, die aus übertriebener Zärtlichkeit, oder aus Liebelei gegen ihre Kinder sie nach Körper und Geist ihrem Verderben zuführen.

Schon der Umstand, daß Martin und Dorchen, — so hießen die beyden Kinder, von solchen Eltern geboren waren, welche auf dem Lande lebten und selbst unter die Claße derer gehörten, welche durch ihre Arbeit einen vesten und dauerhaften Körper erhalten; schon dieser machte, daß diese Kinder,

einen

einen gesunden Gliederbau auf die Welt brachten. Doch diese Gesundheit hätte, wie dieß oft der Fall ist, auch bey ihnen verloren gehen können, wenn ihre Eltern sie verzärtelt hätten. Allein dies fand hier nicht statt. Man schonte sie zwar, daß sie keinen Gefahren ausgesetzt wurden, welche die Regelmäßigkeit ihrer Glieder hätten vernichten und ihre Gesundheit vermindern können; aber man machte sie nicht weichlich, was man größtentheils schonen nennt. Man gab ihnen keine Arbeiten, welche ihre Kräfte überstiegen; aber mit einer ihnen angemeßenen Arbeit mußten sie stets beschäftigt sein, um sich dadurch zu einer schwerern zu gewöhnen. Man stieß sie nicht unbarmherzig hinaus in Kälte und Frost; aber man hüllte sie nicht ängstlich in Tücher und Pelze; wenn der Wind aus Morgen kam. Man ließ sie nicht in jeden Sumpf und Morast gehen; aber man hielt sie nicht gleich für Kinder des Todes, wenn ihre Gewänder durchnäßt waren und ihre Füße feuchte und wäßrige Gegenden betreten hatten. Man verbot ihnen mit der Pistole, mit der Axt und der Sense zu spielen; aber man beklagte sie nicht mit weinerlichen Tone, wenn sie sich in den Finger geschnitten hatten, oder ein Schiefer aus der Haut gezogen werden muste. Man war äußerst besorgt und frug sogleich einen verständigen Arzt um Hülfe, wenn sie krank waren; aber gegen Klagen über Hitzblasen, über Milzstechen und dergleichen, waren ihre Ohren taub.

Auf

Auf diese Art wurden die beiden Kinder mit jeder Witterung ohne Nachtheil davon zu haben, bekannt und lernten frühzeitig kleine Uebel, welche im menschlichen Leben unvermeidlich sind, ohne von ihnen sehr beunruhigt zu werden, ertragen: ja eben dadurch wurden sie dahin gewöhnt, daß ihnen in der Folge größere Leiden und härtere Schicksale nicht sogleich den Muth, die ruhige Ueberlegung und die nöthige Entschließung raubten.

Mit der Bildung des Geistes wurden ähnliche Fortschritte mit ihnen gemacht. Man würde aber falsch urtheilen, wenn man glauben wollte, daß Tobias Wendel gelehrte Kinder aus ihnen hätte machen, und mit ihnen als einer wichtigen Ausnahme hätte prahlen wollen. — „Sie müßen gute Christen und brauchbare Menschen werden.“ Dies sagte er oft und diesen Zweck suchte er zu erreichen. Er schickte sie daher in die Dorfschule und ließ ihnen da das Lesen, Schreiben, Rechnen und die Lehren des Christenthums bekannt machen. Dadurch allein aber würden sie noch nicht zu der nöthigen Brauchbarkeit gekommen sein, wenn er ihnen nicht zu Hause die Anwendung dieser erlangten Kenntniße gezeigt hätte. Bei jeder Gelegenheit ließ er sie Gebrauch davon machen, und nützte dazu seinen Garnhandel, seine häuslichen Geschäfte, seinen Feld- und Gartenbau. Im Umgange mit ihnen und andern Menschen, lehrte er sie das Christenthum in Ausübung bringen; arbeitete auf

diese

diese Art gemeinschaftlich mit dem Lehrer an ihren Seelen, und wurde dadurch ein größerer Wohlthäter für sie, als wenn er nur darauf gedacht hätte, ihnen Reichthümer zu hinterlaßen, ohne sie dahin gebracht zu haben, sie weislich zu gebrauchen und — auch bei Ermangelung derselben, in der Welt froh und glücklich zu leben.

Durch diese auszeichnende Sittlichkeit, — durch das edle Betragen, welches Tobias Wendel überall zeigte, hatte er sich die Hochachtung und Liebe aller derer erworben, mit welchen er umgieng und in Geschäften stand. Ob er gleich kein erfahrungsvoller Greis war; so war er doch der Rathgeber der Gemeine, wenn etwas wichtiges vorzunehmen und zu berathschlagen war, und seinen Rath befolgte man größtentheils. Hätte er sich durch diesen augenscheinlichen Vorzug blenden und zum Stolz verleiten lassen, so wäre vielleicht sein Ansehen und die Achtung in welcher er stand, allmählig gesunken: da er aber bescheiden und demüthig blieb, und nie seine Vorzüge andern fühlen ließ; so erhob sich seine Achtung zu immer höhern Stuffen.

Es fehlte ihm also bei seinen eingeschränkten Wünschen und bei der Liebe zu einem stillen und häuslichen Leben, nichts zum Genuße eines ächten und dauerhaften Glücks. Er hatte so viel, als er für sich und seine Familie bedurfte, und mehr als dies

dies; die Natur strömte ihm mit Segnungen entgegen und belohnte die Arbeit seiner Hände; er war gesund und konnte ruhiger und beßer in seiner ländlichen Wohnung den Schlaf genießen, als jener, der in seinem Pallast die Folgen eines weichlichen und üppigen Lebens erduldet, und mit Schmerzen belastet vergebens nach Ruhe und Schlaf sich sehnt; er lebte entfernt von der geräuschvollen Welt, und konnte das Glück der Einsamkeit, die Stille der Seele und das ruhige Nachdenken über sich und andere ungestört genießen; er genoß die Freude des Nützlichwerdens in dem Zirkel, in welchem er lebte, sattsam; genoß die Seligkeit, welche aus der Wohlthätigkeit gegen andre quillt, schmeckte das Glück reiner und ungeheuchelter Freundschaft, und fühlte in sich die Wonne eines guten Gewißens; er trank aus dem Becher der Liebe mit vollen Zügen jene Seligkeit, welche nur gedacht und empfunden, nicht beschrieben werden kann; — und endlich genoß er die Freude, ein Vater guter Kinder zu seyn.

Aber dieser rechtschaffne Mann sollte nicht immer im ruhigen Besitz dieser Glückseligkeiten bleiben; auch ihn trafen harte Schläge des Schicksals, deren Wehen er bis zu seinem Grabe empfand, und die er bloß durch seine guten Grundsätze und durch sein Vertrauen auf eine gütige Vorsehung weniger fühlbar machte.

Dorchen stand jetzt in der Blüthe des Lebens. Schön war das Mädchen, — das schönste unter den Mädchen des Dorfs; schön durch die Gaben der Natur und durch die Sorgfalt der Erziehung. Achtzehn Jahr waren bereits verfloßen, und jetzt näherte sie sich dem Zeitpunkte, wo ihr Herz die Liebe eines Mannes begünstigen und ihn durch ihre Hand glücklich machen sollte. Schon mancher Jüngling hatte einen Drang nach diesem Mädchen gefühlt, sie als Gattin zu besitzen; aber bisher war ihr Herz noch unbefangen geblieben, das zwar liebevoll für alle schlug, nur für keinen männlichen Gegenstand insbesondere. Ob es geheime Ahndungen waren, oder ob ihr inneres Gefühl sagte, daß keiner von denen, die sie kannte und die sich um sie bewarben, für sie geschaffen wäre; läßt sich nicht entscheiden. Ein freundliches unnachahmliches Lächeln war gewöhnlich die Antwort, die sie denen gab, welche sie um ihre Wahl befragten, und eine zärtliche, stumme Umarmung, wenn ihre Eltern ihre Meinung über den und jenen Gegenstand zu wißen verlangten.

Diese ländliche Schönheit, unentstellt von irgend einem Flecken des Geistes und Körpers, voll Sittsamkeit und Tugend, voll Güte des Herzens, welche aus ihrem sanften Auge strahlte, — sank plötzlich in die Arme des Todes. An einem der Maientage, da sie in der Abenddämmerung noch froh ein Liedchen sang, und mit den Kindern des

Frühlings — mit den Blumen ihres Gartens sich beschäftigt hatte, fühlte sie kurz darauf eine ungewöhnliche Ermattung, welche sich durch die Ruhe des Schlafs nicht verlohr. Ihren Eltern sowohl als sich selbst wollte sie es verschweigen, und ging am folgenden Tage an ihre gewöhnlichen Geschäfte. Aber die Ermattung nahm zu und war die Vorläuferin einer Krankheit, welche nach acht Tagen diese Blume brach und die schönste Zierde dem Dorfe Ebernitz entzog.

Wendels Dorchen ist gestorben!! So eilig diese Worte von Mund zu Mund flogen, so tief drangen sie in die Seele aller derer, die sie hörten und andern sagten. Noch nie hatte man in dieser Gemeine ein solch' einstimmiges Urtheil zum Lobe eines Verstorbenen gehört; als das Urtheil über das Leben und den Tod dieses Mädchens war; noch nie war eine solche allgemeine Rührung durchgängig entstanden, als bei diesem Verlust. Auch der ärgste Verläumder, der Gift aus den besten Handlungen zu ziehen weiß, auch dieser mußte gestehen, daß Ebernitz und die ganze Gegend viel an diesem Mädchen verloren habe. Wie viele schwesterliche Thränen rollten von den Wangen der Mädchen, welche in dieser Entschlummerten die friedlichste Gespielin beweinten und die erste in ihren jungfräulichen Reihen! Wie klopfte das Herz bey der Nachricht ihres Todes so laut in der Brust der Jünglinge, beson-

ders derer, welche auf die Liebe dieses Mädchens gehofft hatten! Hier entfiel einem gutmüthigen Weibe vor Bestürzung die Spindel! Dort erstarrte die Hand des grasenden Mädchens! Hier vergaß einer den genommenen Bißen und dort entsank die Schalmei dem Hirten! Dorchen ist tod; — und eine schauerliche Stille verbreitete sich auf der Flur, im Hain und in den Wohnungen der Dörfler.

Das Grab war bereitet; Dorchens Grab! Der dumpfe Hall der Glocken rief die Gemeine zu dieser Schauerstätte, um die körperliche Hülle dieses holden Mädchens hinabsinken zu sehen: aber fast alle hielt die Größe des Schmerzes ab, diesem traurigen Rufe zu folgen. Nur der Gedanke: "Wir sehen das Bild der Sanftmuth, die Züge holder Sittsamkeit, Unschuld und Tugend zum leztenmal"; nur dieser überwand ihren Schmerz und machte sie stark genug, im Trauerkleide dem Sarge zu folgen. Wer kann die Empfindungen schildern, als die mütterliche Erde ihren Leichnam umfaßte?

Und noch weniger läßt sich der Schmerz darstellen, welchen die Eltern empfanden, die jezt ihre einzige geliebte Tochter verloren. Sie waren so betäubt von ihm, daß sie in einen gedankenleeren Zustand versezt wurden, welcher in diesem Fall eine Wohlthat für sie war. Inzwischen konnte dieser Zustand nicht lange dauern, da alles — Menschen, Bäume, Blumen, Gras, Kräuter, an ihr Dorchen

sie erinnerte. Besonders nagte der Gram an den Herzen der Mutter, und war durch kein Mittel zu lindern; da hingegen Tobias Wendel seinen Schmerz vermittelst seiner Männlichkeit, durch seine guten Grundsätze, und durch sein Vertrauen auf die Vorsehung in so weit zu beherrschen wußte, daß er ihm nicht ganz unterlag. Selbst die Vorstellung, daß der Gram seine Gattin ihm auch von der Seite reißen möchte, — eine Vorstellung, die gewiß nicht weniger bitter war, als die Gewißheit des erlittenen Verlustes; selbst diese trug dazu bei, wenigstens seinen Schmerz zu theilen. Ach guter Tobias! Deine Besorgniß war leider zu sehr gegründet! Das zärtliche Herz deiner Gattin, so sehr es dich und den übriggebliebenen Sohn liebte, konnte doch keinen Ersatz finden, keine Vergütung des Verlustes ihrer entrissenen Tochter; — Ihre Gesundheit schwächte sich mit jedem Tage, ohnerachtet aller Mittel, welche zu ihrer Wiederherstellung angewandt wurden. Ihr hingegen machte es Freude, daß sie durch die Abnahme ihrer Kräfte sich ihrem Dorchen näherte, und lächelte dem Tage entgegen, der sie auf immer wieder mit ihr vereinigen würde. Diese Hofnung war ihr einziger Trost; die einzige Quelle der Beruhigung.

Ohngefähr nach Verlauf eines halben Jahres, zur Zeit des eintretenden Herbstes, da war der Tag gekommen, welchen Tobias befürchtet und Maria sich

gewünscht hatte. Sie entschlummerte eines Abends in den Armen ihres Gatten mit den Worten: „ich gehe zu Gott und zu meinem Dorchen.“ Man begrub sie zur Seite ihrer Tochter.

So entriß der Tod in kurzer Zeit der Welt zwei der besten Menschen, welche Tobias Wendel wie seine Seele geliebt hatte. Nun hätte man glauben sollen, daß Harm und Verzweifelung ihn des Lebens ganz unfähig machen und ihn auch bald in den Schooß der Erde zu den Geliebten bringen würde: allein es waren ganz eigne Empfindungen, welche sich jetzt in ihm regten. Er benetzte zwar die Stätte mit Thränen, wo Gattin und Tochter schlummerten, rief sich alle die glücklichen Tage zurück, die er in ihrem Umgange verlebt hatte, und beweinte sie: aber diese Wehmuth war nicht so betäubend, als der Schmerz gewesen war, da Dorchen verblich. Es war gleichsam, als ob die bald erfolgte Wiederholung des Schmerzes ihn selbst gemindert und erträglicher gemacht hätte. Inzwischen war doch die Frölichkeit, welche ihn sonst immer begleitet hatte, von ihm gewichen. Still und friedlich ging er unter seinen Brüdern einher; Gelaßenheit und Ergebung in den Willen des Schicksals blickten aus seinen Augen, und der Gedanke: du kommst einst wieder zu ihnen, war sein süßester. Uebrigens beschäftigte er sich am meisten damit, seinen geliebten Sohn glücklich zu machen.

Zweites Kapitel.

Die Sorgfalt, welche Tobias Wendel auf die Bildung seiner Kinder gewendet hatte, fand man sehr reichlich an seiner Tochter bestätigt. Diese aber war nun tod, und es entsteht die Frage: Was wurde aus seinem Sohne? — Er war bereits jetzt zwanzig Jahr alt, war ein am Körper wohlgebildeter Jüngling und — äußerte schon jetzt die Grundsätze seines Vaters. — Mehr ist zu seiner Empfehlung nicht nöthig, und um zu zeigen, daß auch an ihm die Pflege und die Bemühungen seines Vaters, ihn gut zu erziehen, nicht vergeblich gewesen waren. War er schon in seinen zuletzt verfloßenen Jahren, als Knabe und angehender Jüngling der Gehülfe seines Vaters gewesen; so war er es jetzt aus eignen Antriebe ungleich mehr, da die häuslichen Geschäfte durch eine gedungene Person nicht mehr den guten Fortgang würden gehabt haben, als unter den Händen der treuen Maria und des guten Dorchens. Vater und Sohn theilten sich daher in ihre Geschäfte; war jener mit dem Garnhandel beschäftigt, so besorgte dieser die häuslichen Angelegenheiten, — und so im Gegentheil. In allen Fällen war Tobias Wendel gewiß, daß sein Sohn mit Treue und Fleiß die ihm anvertrauten Geschäfte besorgte und betrieb. Und so dachte der Vater an keine andre Lebensweise, welche sein Sohn künftig sich wählen möchte, da auch dieser mit der zufrieden war, in welcher er jetzt gemeinschaftlich mit seinem Vater lebte.

Indeßen

Indeßen regte sich allmählig im Herzen des Vaters ein Wunsch, der durch das Andenken an Maria und Dorchen nachgerade lebhafter wurde; der Wunsch, daß Martin eine Gattin finden möchte, welche seiner verstorbenen Mutter ähnlich sei, und die — nicht nur für seinen Sohn geschaffen wäre, sondern auch Edelmuth und Güte des Herzens genug hätte, seiner im Alter zu pflegen und friedlich mit ihm umzugehn. Er benutzte daher jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, um in das Herz seines Sohnes zu sehn, ihn aufmerksam auf die Liebe und ihre Freuden zu machen, und zugleich dadurch seine eignen Wünsche ihm zu entdecken. Allein, so wenig Martin seinem Willen entgegen war, so konnte er doch jetzt noch keine Versicherungen von sich geben, daß sein Herz den Gegenstand seiner Liebe gefunden hätte. Uebrigens wäre es wider die Grundsätze seines Vaters gewesen, mit Gewalt in ihn zu dringen, eine Frau ohne Neigung und Liebe zu nehmen.

Vergeblich waren also auch die Bemühungen, die man sich da und dort gab, Martin wohl aufzunehmen, und ihm zu zeigen, daß man ihm vor allen andern einen besondern Vorzug gäbe; vergeblich waren die Veranstaltungen, bei Kindtaufen, Hochzeiten und andern Gelegenheiten ein Mädchen ihm zur Gesellschafterin zu geben; vergeblich suchte so manche — da und dort ihren Reitz durch Bänder und Schleifen zu erhöhen und sein Auge auf sich zu locken: Martin blieb kalt und gleichgültig für alle.

Diese

Diese Gleichgültigkeit wurde mit der Zeit in und um Ebernitz als Stolz betrachtet, und Tobias selbst fing an zu glauben, daß er vielleicht die Absicht habe ein Mädchen aus der benachbarten Stadt Unterbach zu seiner Gattin zu wählen und machte ihm deshalb Vorstellungen, fand aber auch, daß er sich hierin mit allen die es glaubten, geirrt habe. So verging eine Zeit von zwei Jahren.

Nachgerade geschah' es, daß Martin an einem heißen Sommertage auf ein etwas entlegenes Dorf des Garnhandels wegen gehen mußte. Hier wurde er zufälliger Weise länger aufgehalten, als er gedacht und zur Betreibung seiner Geschäfte nöthig gehabt hätte, so daß er erst gegen Abend seinen Rückweg antreten konnte. Er wählte daher, weil er sonst nichts mehr zu thun hatte und auf kein anderes Dorf weiter gehen durfte, einen nähern Weg nach Ebernitz, welcher zwar nicht so betreten war, aber für ihn einen größern Reitz hatte. Er leitete ihn über anmuthige Thäler und Wiesen, die mit Blumen mancherley Art angefüllt waren, und durch viele Quellenbäche einen sanften und einladenden Zauber erhielten. Mit diesen Thälern wechselten Hügel ab, welche mit Birken und Buchen, mit Eichen und Fichten gekrönt waren. Schon oft hatte sich hier Martin über die Schönheiten der Natur gefreut, und auch jetzt freute er sich auf einer gewißen Anhöhe, die er vorzüglich liebte, einige

süße

süße Augenblicke im Schooße der Natur zuzubringen. Aber an diesem Tage schien die Natur nicht die sonstigen Reitze zu besitzen. Jede Blume, jedes duftende Kraut, jeder Vogel auf den Zweigen der Bäume, schienen — so wie er selbst von der bänglichen Hitze des Tages im Genuße des Lebens gehindert zu werden, und selbst weniger reich an Reitzen zu sein, als sonst. Indeßen konnte doch Martin das Plätzchen nicht ganz ungenoßen verlaßen, wo er schon einigemal geseßen, und sich über die Natur gefreut hatte. Kaum aber hatte er sich gelagert, als er vom Getöse des rollenden Donners wieder aufgeschreckt wurde. Er sahe sich um und bemerkte nun, so gut er es durch die Oeffnungen der Aeste thun konnte, daß sich der Himmel mit finstern Wolken trübte. Dem Gewitter zu entgehen und bis Ebernitz zu kommen, war — auch bey der größten Anstrengung unmöglich; doch glaubte Martin bis Krummthal kommen zu können, und setzte sich sogleich in die stärkste Bewegung, welche hierzu erforderlich war. Er trat jetzt auf die Wiesen, welche zu Krummthel gehörten, und hoffte, nun noch das Dorf, wenigstens den Harzbauer zu erreichen; aber mit einmal erhob sich der Sturm des Gewitters. Schon fielen hie und da einige Tropfen, und — ehe sichs Martin versah wurde er von einem solchen Platzregen übergoßen, daß er ohne unterzutreten völlig durchnäßt worden wäre. Um sich daher einigermaaßen zu sichern, sprang er einige Schritte

von

vom Wege ab unter einen alten wilden Birnbaum, deßen Schaft ihm durch seine Krümmung einigen Schutz für den Regen darbot. Wer es ihm da hätte sagen sollen: "Lieber Martin, an diesen Baum wirst du noch oft in deinem Leben denken!"

Martin stand also unter dem krummen Birnbaume und fügte sich so gut er konnte an ihn an. Der Sturm war zwar nicht mehr so heftig, aber desto heftiger der Regen, welcher sich bald um ihn her in kleine Bäche sammelte. Der Blitz kreuzte sich etlichemal über seinem Scheitel und der Donner hallte mit majestätischem Getöse durch Thäler und Schlünde. Schon wollte Martin zu zweifeln anfangen, daß es aufhören würde, und schon war er im Begriff dem Regen zu trotzen und weiter zu gehn; als mit einemmal ein lichtes Gewölk am Abendhimmel sich zeigte. Der Regen ließ allmählig nach und der Schall des Donners entfernte sich bei jedem wiederholten Schlage; Die Lerche hob sich wieder empor und begann ihren Gesang; einzelne Tropfen rollten von den Blättern der Bäume und Gesträuche, und die kleinen Regenbäche rieselten ruhiger hin. Still wurde es in der Natur und mit Freuden und neuen Kräften athmete wieder jedes lebendige Wesen. Martin stand eine Weile in süßer Betrachtung, und war nachgerade unentschloßen, ob er gehen oder länger noch warten sollte.

Doch

Doch welch' eine Stimme erhob sich im nahen Gesträuch! Lieblich waren die Töne des Gesanges, und reitzend — wie sie noch nie Martin gehört hatte. Auge und Ohr waren beide in gleicher Spannung auf den Ort gerichtet, von welchem dieser Gesang sich verbreitete, und als der Gesang sich ihm näherte und die Gestalt eines Mädchens aus den Gesträuchen sich wand; da wars, als wenn beide ihre Bestimmung vergäßen, und sich ganz in diesen Gegenstand verlören. Die abwechselnden Auftritte der Natur mochten allerdings viel zu dem Erstaunen beitragen, in welches Martin jetzt versetzt wurde; denn sie waren von der Art, daß sie dieser Erscheinung zu keiner Einleitung dienten, und daß also diese Erscheinung ihn zu sehr überraschte. Allein bei alle dem würde doch der Anblick eines Mädchens und das Vernehmen des Gesanges, welcher von den Lippen deßelben floß, ihn nicht so sehr gefesselt haben; wenn nicht in dem Mädchen selbst und in den Tönen etwas gelegen hätte, was Martin noch nie gesehen und empfunden hatte. Margarethe hatte einen Wuchs, den Martins Auge das erstemal so vollkommen sah, und ob auch ihr Gesicht zum Theil mit einem Tuche bedeckt war, so konnte Martin doch die Bemerkung machen, daß es ein schönes Gesicht sei.

Dies Mädchen hatte sich so wie Martin, während des heftigen Regengußes, unter einen Baum gerettet, und kam nun in der Absicht hervor, das

gesichelte

gesichelte Gras in dem Korbe, den sie auf der Schulter trug, nach Hause zu bringen. Einen Jüngling hier unvermuthet zu finden, wo sie vor einigen Minuten ganz allein gewesen war, einen Jüngling, der so viel männliche Schönheit besaß, daß sie ohnmöglich, ohne etwas dabei zu empfinden, ihn ansehen konnte; dies war hinreichend, daß Margarethens Gefühle in diesen Augenblicken, den Gefühlen Martins gleich kamen. Indeßen warf sie ihm blos einen gleichgültigen Gruß zu, und beschäftigte sich sofort mit Einsammlung des Grases in den Korb. Martin wollte jetzt gehen; aber er konnte nicht: Martin wollte reden; aber er fand keine Worte: er wollte sich mit etwas beschäftigen; allein was hätte er vornehmen sollen? Er fühlte eine Bangigkeit, und doch war ihm diese Bangigkeit süß und angenehm.

Endlich rettete folgender Umstand Martin aus seiner Verlegenheit. Margarethe war mit Einsammlung des Grases fertig und stand im Begriff, den Korb, welcher ziemlich schwer war, auf ihre Schultern zu nehmen. „Ich will dir helfen,“ sagte Martin, und hob ihr den Korb auf die Schultern. Sie dankte ihm freundlich und frug ihn, wohin er seinen Weg nehmen würde, und unter dem Fragen und Antworten näherten sich beide — ohne es zu bemerken, Margarethens Wohnung. Aber wie war Martin, als das Mädchen ihm eine glückliche Reise wünschte und sich von ihm entfernte; wie war ihm,

da

da er nun allein weiter gehen sollte. Er blieb etliche mal stehn, um sich zu fragen, was ihm geschehen sey, und sah nach dem Orte hin, wo ihn das Mädchen verließ. Guter Martin, hättest du gewußt, daß man dein Stillstehen — dein Zurücksehen beobachte; du würdest eiliger deinen Weg verfolgt haben! Das Mädchen, das dich verließ, war kaum um die Ecke des Buchenzauns, als es den Korb von der Schulter warf, und durch die Ritze des Zauns nach dir sah. Du hattest ein Klopfen in Margarethens Busen erregt, und dieses Klopfen trieb sie an, dich zu belauschen. Mit süßem Wohlbehagen nahm sie dein Zurücksehn wahr, und mit Unruhe bemerkte sie deine allmählige Entfernung.

Schon röthete die Abendsonne die Gipfel der Berge, als Martin diese Fluren wieder verließ. Er dachte nichts als das Mädchen, und sein größter Wunsch war, dieses Mädchens Herkunft und Familie zu wißen. Mit diesen Gedanken beschäftigt, begegnete er einem seiner Bekannten aus diesem Dorfe, und nahm sogleich Gelegenheit, nähere Nachricht von ihr zu erhalten. Hier erfuhr er, daß sie die Tochter des Landmanns sei, welcher ohnlängst das Harzgut gekauft habe. (Man nannte es so, wegen dem kleinen Fichtenwalde, welcher an den Garten stieß, und weil das Gut überhaupt, vom Dorfe abgesondert, nicht weit vom Walde lag.) Und mit dieser Nachricht begnügte er sich vorjetzt; wiederholte alle die

Begebenheiten des Tages mehreremal auf seinem Heimwege; sah im Geist das liebe Mädchen vor sich; hörte ihren reizenden Gesang; und kam ziemlich spät, mit voller Seele nach Hause.

Vater Tobias hattte schon lange auf ihn gewartet, und fing eben an zu glauben, daß ihm vielleicht ein Unfall begegnet sei; als Martin durch die Kirschallee des Gartens, wo der sorgsame Vater seiner harrte, gegangen kam. „Bist du es endlich, mein Sohn?“ rief er ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und freute sich, daß er ihn gesund und wohlbehalten umarmen konnte. „Aber warum heute so spät?“ fuhr er fort; und Martin entschuldigte sich theils mit den unerwarteten Geschäften, theils mit dem Gewitter. Tobias war damit zufrieden, würde es aber wohl nicht gewesen sein, wenn er am Tage die glühenden Wangen und die Zerstreuung auf seinem Gesicht bemerkt hätte.

Allein diese Bemerkung blieb nicht aus, sondern verschob sich nur auf die folgenden Tage. Anfänglich hielt der Vater die Zerstreuung seines Sohnes für die Wirkung der großen Hitze, die ihn auf seinem Wege traf, oder sonst eines Zufalls: da sie aber anhielt, so frug er nach der Ursache, und Martin gestand endlich alles, was wir bereits schon wißen. Da würde nun ohnstreitig ein anderer Vater seinem Sohne viele und harte Vorwürfe gemacht haben,

daß

daß ihm ein fremdes ganz unbekanntes Mädchen gefallen hätte, und nicht ein anderes, mit dem er aufgewachsen wäre, deßen Reichthümer er kenne und wiße in welchem Rufe es stünde. Allein Tobias wußte, daß sich die Liebe nicht erzwingen läßt, und daß sie oft da entsteht, wo andere keine Ursache finden. Er freute sich vielmehr, daß sein Sohn einen Gegenstand der Liebe gefunden hatte, und war bemüht, nicht nur das Mädchen selbst kennen zu lernen, sondern die Wünsche seines Sohnes wo möglich ganz zu erfüllen.

Alle Nachrichten die er von Margarethen erhielt, waren zu ihrem Vortheil. Man lobte sie als ein schönes, arbeitsames und tugendhaftes, zugleich aber auch als ein reiches Mädchen. Vater Tobias stand daher nicht an, mit ihrem Vater von den Absichten seines Sohnes zu sprechen; es wurden noch einige wechselseitige Besuche abgestattet, und Martin und Margarethe, da ihre Herzen gleiche Wünsche nährten, waren in kurzer Zeit — Mann und Weib.

Dies junge Paar zu sehn, ihre gegenseitige Zärtlichkeit und Liebe, ihre kindliche Pflichterfüllung gegen den Vater Tobias und ihre Zufriedenheit mit ihrem Zustande, machte gewiß jeden Beobachter Freude. Selbst die Mädchen des Dorfs, ohnerachtet sie mit neidischen Augen auf Margarethens

Besitz

Besitz sahen, mußten doch zugestehen, daß sie alles that und leistete, was ihr als Gattin und Tochter zukam. Sie war ein Ersatz für den großen Verlust, welchen die Wendelsche Familie und die ganze Gemeine zu Ebernitz an Maria und Dorchen erlitten hatten.

Zugleich war sie durch sorgfältige Betreibung der häuslichen Geschäfte die Veranlaßung, daß der Handel, welcher bisher in einiges Stocken gerathen war, nun zu großen Vortheilen für diese Familie sich vergrößerte und ungleich weiter sich verbreitete, als ehedem. Nichts blieb ihnen zu wünschen übrig, als eine Belohnung ihrer gegenseitigen Liebe in einem Sohne oder einer Tochter zu erblicken. Allein dies Glück wurde ihnen nicht sogleich gewährt. Martin und Margarethe sollten sich auf diese Freude hinlänglich vorbereiten, um dann bei dem Genuße derselben, seine Gränzen zu kennen, und die Frucht ihrer Liebe mit Weisheit zu schätzen. Ob und wie sie beide diese Vorbereitungszeit genutzt haben, wird die Folge lehren.

Endlich erschienen die Tage, in denen Margarethe auf mütterliche Freuden hoffen konnte. O wie süß waren ihr die Gedanken, nun ihrem Gatten ein Kind zu gebähren — einen Zeugen ihrer Liebe und Zärtlichkeit; und wie freuten sich Martin und Vater Tobias auf die Tage der Zukunft. Besonders lächelte

Staatl. Bibliothek Regensburg

lächelte ihnen Tobias mit den frohsten Erwartungen entgegen und dachte sichs, wie er das Kind seines geliebten Sohnes auf seinen Armen schaukeln würde. Es war sein größter Wunsch bisher gewesen und dieser sollte ihm nun bald gewährt werden.

Die Zeit der Niederkunft war da. Der neue Bewohner der Erde war ein Mädchen, — Martins Ebenbild. Groß war das Entzücken aller, dies Mädchen zu bewillkommen; aber groß war auch die Gefahr, in welche Margarethe bei ihrer Niederkunft gerieth. Es schien ganz, als ob sie ein Opfer des Todes sein und denen, die sie so zärtlich liebten entrißen werden sollte. Mit jeder Stunde, mit jeden Augenblick sah man ihrer Auflösung entgegen, welche nur — gleichsam durch ein Wunder, verhindert werden konnte. Die bittersten Thränen fielen in den Kelch der Wonne und des Entzückens.

Doch sie genas und kehrte aufs neue in die Arme ihres Gatten zurück! Aber diese Genesung samt ihrer Niederkunft, — welch' eine unerwartete Veränderung brachte sie in ihr hervor! Eine überspannte Liebe und Zärtlichkeit gegen ihr Kind erfüllte ihr Herz, und der Gedanke: du bist Mutter geworden, hast dem Manne mit der größten Gefahr deines Lebens ein wohlgebildetes Mädchen geboren, — dieser machte, daß sie sich selbst den größten Werth beilegte und sich mehr schätzte als sonst.

Selbst

Selbst Martin sahe jetzt seine Gattin mit andern Augen an, und zwar als ein Geschenk, welches ihm werth sein müßte, weil er es leicht verlieren könnte.

Zur Zeit, als Margarethe sich ihrer Niederkunft näherte, hatte man schon zuweilen von den Pathen geredt, welche man dem Kinde geben wollte. Tobias wünschte, daß man sie aus der Familie des Kindes nähme. Er hatte nämlich die Meinung, man müße mit der Wahl der Pathen nicht prahlen, oder dabei noch eine Nebenabsicht haben, um vielleicht in vornehmere Bekanntschaft zu kommen, größere Geschenke erwarten zu können und dergleichen. Martin trat dieser Meinung bei, und wollte den Willen seines Vaters befolgen: allein Margarethe war anderes Sinnes. Sie wünschte wenigstens einen Pathen aus der nahen Stadt Unterbach zu haben, und wandte vor, daß es doch beßer sei, mit jemanden näher bekannt zu sein, bei dem man einkehren könnte, wenn man etwas in der Stadt zu verrichten habe. Ueberdies wäre es auch gleichsam der Schuldigkeit gemäß, den Meister Steinert oder seine Frau zum Pathen zu nehmen, da sie größtentheils ihr Garn an ihn verkauften. Er hätte sie am letzten Markte gar sehr freundschaftlich aufgenommen, und sich gleichsam zum Gevatter angeboten. „Und was kann, schloß sie endlich, was kann nicht Meister Steinert, wenn wir ihn zum Gevatter wählen, zum Vortheil für unsern Garnhandel thun?"

Indeßen war ihr Vorschlag durch Gegenvorstellungen und Gründe von Tobias widerlegt worden, und sie schien sich nach seinem und ihres Mannes Willen bequemen zu wollen. Da aber jetzt das Kind geboren war, und man sie noch einmal darüber fragte; so antwortete sie: „Meine Wünsche sind euch bekannt, thut nun was ihr wollt.“ — Die Gefahr, in welcher Margarethens Leben war, die Angst und Beklemmung, nebst der Freude das Kind zu erblicken, ließen sie nicht länger wählen. Man schickte nach Unterbach und bat die Frau Steinertin zur Gevatterschaft. — Doch als der Bote abging, schüttelte Tobias den Kopf.

In der Taufe erhielt das Kind den Nahmen — Anna. Alle die es sahen, nannten es ein schönes Kind, und Mutter, Vater und Großvater sahen es mit Entzücken zunehmen an Schönheit und regelmäßiger Bildung des Körpers.

Drittes Kapitel.

Wer jetzt den Zustand dieser Familie von seiner Außenseite betrachtete, konnte ihn nicht anders als glücklich finden, und weit glücklicher, als er ehedem gewesen war. Haus und Garten waren durch die Bemühungen des guten Tobias und durch seine hie und da gemachten Verbeßerungen zur möglichsten

Voll-

Vollkommenheit gebracht; denn Tobias schränkte sich nachgerade ganz auf die häuslichen Geschäfte ein, und überließ die Geschäfte des Handels seinem Sohne. Unter andern hatte er mit der Pflege des Gartens und der Bäume, welche er darin zog, auch die Bienenzucht verbunden, und war dabei so glücklich, daß ihm diese Beschäftigung sehr bald nicht bloß Vergnügen, sondern einen beträchtlichen Nutzen gewährte. Im Garnhandel hatte Martin bereits solche Fortschritte gemacht, daß er ietzt nicht mehr so wie sonst, allein das Garn einsammeln durfte; sondern hatte schon einige Unterhändler und ein weit größeres Einkommen. Sein Ansehen in der Gemeine wuchs und man hatte ihn, ob er gleich noch nicht alt war, einmüthig zum Richter des Dorfs gewählt. Eben so wurde Margarethe überall wohin sie kam, mit der größten Freundlichkeit und zuvorkommender Höflichkeit empfangen. Man machte sichs überall zur Freude, die Frau Richterin bei sich zu sehn. Sie war öfterer als sonst in Unterbach bei dem Herrn Gevatter Steinert, und kam dadurch auch in mehrere Bekanntschaft der Städter. Besuche ziehn Gegenbesuche nach sich. Und daher kam es, daß dann und wann gute Freunde sie in ihrer schönen Wohnung aufsuchten. Und was das Glück dieser Familie vollkommen zu machen schien, war das kleine Mädchen — Anna.

In der Zeit, daß diese Familie an den genannten Vortheilen gewann, und schon einige Jahre seit Aennchens Geburt verfloßen waren; entstand eines Tages nachfolgendes Gespräch zwischen Vater und Sohn, als Margarethe mit dem kleinen Aennchen in Krummthal bey ihren Eltern zum Besuch war und die Nacht außenblieb. Tobias war schon den ganzen Tag allein im Hause gewesen; denn Margarethe war früh weggegangen und Martin hatte seiner Geschäfte wegen auch das Haus verlassen müßen. Er hatte sich den ganzen Tag mit den Bienen und in den Garten beschäftigt und saß jetzt am Abend in der Hollunderlaube, wo er den kühlen Abend genoß und von seiner Arbeit sich erholte. Martin trat herein.

Guten Abend Vater!

Tobias. Ich danke dir mein Sohn. Bist du in deinen Geschäften glücklich gewesen?

Martin. Ja. Lehmann hatte das Garn noch zusammengebracht, welches ich zu haben wünschte, und Wellein wird morgen ausgehen, um auch das zu erhalten, was ich an Gevatter Steinert abliefern will.

Tobias. Es freut mich. — Willst du trinken? (Er reicht ihm den Krug mit Milch, der vor ihm auf dem Tische steht.)

Martin.

Martin. J nu! Die Hitze war heute ziemlich groß. (Trinkt.) Ich will mehr holen, Vater.

Tobias. Nein mein Sohn. Ich habe mich genug gelabt, nnd will nur noch ein Weilchen hier sitzen, da der Abend kühl ist, und die Nachtigall im Heckenzaun heute so lieblich schlägt. Es ist lange nicht so heiß gewesen als heute.

Martin. Ja wohl, und er wird sich gewiß in der großen Hitze hier im Garten beschäftigt haben. Ich wundere mich oft über ihn Vater, daß er sich so sehr angreift. Er hat es ja nicht nöthig. Wir haben ja nun, Gott sei Dank, so viel, daß wir auch andern etwas zu verdienen geben können. Er ist auch nicht mehr der, der er sonst war, seine Jahre kommen immer mehr heran.

Tobias. Du hast recht und unrecht; wie wir es nehmen wollen. Allerdings haben wir jetzt so viel, daß wir uns der schweren Arbeit entziehen können. Aber eben die Arbeit war immer die Quelle und der Grund meiner körperlichen Gesundheit, meines Schlafs und des guten Appetits. Sie ist nicht immer, sondern nur bisweilen schwer; wollte ich aber der schwerern mich entziehen, so würde mir auch die leichtere nach und nach lästig werden. Ich überließe also auch diese andern Menschen, und so würde ich das Mittel meiner Ruhe und meiner Gesundheit aus den Händen geben.

Martin.

Martin. Da denkt er nun nicht so, wie andere, die — wenn sie in gewiße Jahre kommen, sich zur Ruhe setzen und ihr Leben genießen.

Tobias. Dadurch betrügen sie sich mein Sohn. Das Alter bringt es allerdings mit sich, daß wir nicht mit den Kräften arbeiten können, als der Jüngling; aber ganz ohne Arbeit zu sein, und schon dann, wenn es unsere Kräfte noch erlauben, — oder wie man gewöhnlich spricht: sich zur Ruhe zu setzen, dies ist gefährlich und raubt vielleicht unsre Ruhe.

Martin. Und diese gönn' ich ihm von ganzen Herzen. Alles was ich kann will ich beitragen, um sie ihm zu verschaffen. Er wird also auch jetzt meine gute Meinung nicht verkennen.

Tobias. Ich kenne dein Herz, weiß daß du mich kindlich liebst und nehme deinen Rath als einen Beweiß deiner Liebe an. Allein ich halte es auch für Pflicht, dir meinen Rath hierüber zu ertheilen. — Wir wollen doch jetzt da wir alleine sind, weiter von Dingen reden, die ich schon längst auf meinem Herzen hatte und dir bei Gelegenheit mittheilen wollte. Wirst du meinem Rath — meiner väterlichen Warnung folgen, und einst wenn ich tod bin, noch oft an diesen Augenblick denken, wo ich mit dir in der Hollunderlaube saß; so wirst du glücklich

lich sein, oder doch dein Glück, wenn du es verloren hast, wieder erlangen können.

Martin. Er weiß ja wohl aus Erfahrung, Vater, wie ich mich immer bemüht habe, seinem Willen zu gehorchen und ihm Freude zu machen. So lange er lebt, werde ich dies Bestreben fortsetzen, und auch nach seinem Tode nicht aufhören, an seinen Rath und seine Warnungen zu denken.

Tobias. Ich glaube deinen Worten und kenne deinen guten Willen. Allein der gute Wille ist zu einem rechtschaffnen und tugendhaften Leben nicht hinreichend, wenn wir ihn nicht in Ausübung bringen. Tausend Dinge umgeben uns, mit denen wir beim guten Willen zu kämpfen haben, und sehr oft unterliegt er im Kampf. Wir trösten uns gemeiniglich damit, daß wir ihn haben, da er doch ein Sklave von andern Dingen ist. — Du wirst dich daher wundern, wenn ich dir sage, daß du schon jetzt in großer Gefahr lebst, unglücklich zu werden.

Martin. Wie so mein Vater?

Tobias. Eben der glückliche Fortgang deiner Geschäfte, die Vermehrung deines Einkommens und das Uebergewicht, welches du über andre erhältst, können deine Ruhe und Zufriedenheit, ja selbst deine Gesundheit dir rauben. Du glaubst vielleicht bei einem

beßern

beßern Einkommen, dir es schuldig zu sein, deinem Leibe gütlicher zu thun, eine Arbeit nach der andern immer mehr und mehr auf andere zu legen, und dich einem müßigen und unthätigen Leben zu überlaßen, samt denen, welche zu deiner Familie gehören. Dadurch aber kannst du zu den thörichsten Dingen verleitet werden. Beschäftigt will der Mensch — auch im Stande der Ruhe sein, weil es ihm natürlich ist; entzieht er sich nun seinen Berufsgeschäften; so fällt er auf Nebendinge, sucht Vergnügungen, die seinen Geist und Körper kitzeln, und kann allmählig der größte Verschwender werden, der im Trunk, im Spiel und in andern Ausschweifungen sein Leben schändlich beschließt.

Martin. Fast fange ich an mich zu wundern, warum er mir dergleichen sagt. — Sollte ich wohl schon Beweise der Verschwendung gegeben haben, oder daß ich dazu geneigt sei? Ich dächte nicht.

Tobias. Höre mich jetzt noch weiter an, und dann will ich dir alles, so gut ich kann auflösen. So verführerisch unerwartete Vermögensumstände sind, in die wir ohne viele Anstrengung kommen; eben so verführerisch ist die Erhebung über andere unsers Gleichen. Nur zuleicht wird der Mensch zur Eitelkeit verführt, wenn er sieht, daß andere von ihm abhängen; er hält die Schmeicheleien,

leien, die ihm andre ihres Vortheils wegen machen, gern für Wahrheit, und glaubt daher berechtigt zu sein, sein Ansehen zu erhalten und zu bevestigen. Dabei bleibt es aber nicht. Er sieht andre neben sich, die in noch größerem Ansehen stehn, die einen größern Nahmen haben, und von denen eine zahlreichere Menge Menschen abhängt. Zu der Eitelkeit und Ehrsucht, in welche er durch die allmählige Erhebung über andere gerieth, gesellt sich daher noch der Neid und die Habsucht. — Und mein Sohn, zu welchen Thorheiten ist dann nicht der Mensch fähig! Jede Kleinigkeit, welche andere thun ohne an ihn zu denken, bezieht er auf sich und hält sie für Beleidigung seines Ansehens und seiner Würde; oder für ein Zeichen, daß andere ihre Größe ihm wollen fühlen laßen. Unaufhörlich wird sein Geist von Begierden, von zugefügten Beleidigungen, von Haß, von Rachsucht und dergleichen gepeitscht; und seine Ruhe und Zufriedenheit ist auf immer — —

Martin. Lieber Vater, ich bitte ihn hier aufzuhören. Er führt mich auf Gedanken, die meine Seele zu sehr angreifen und beunruhigen. Unmöglich kann er von mir glauben, daß ich je ein solcher Mensch werden würde; unmöglich glauben, daß mich Weichlichkeit, Müßiggang, Ehrsucht und Eitelkeit beherrschen, und zu einem schändlichen Leben hinreißen würden.

Tobias.

Tobias. Glauben kann ichs mein Sohn; nur hoffen will ichs nicht. Die Grundsätze, welche ich dir von Kindheit an eingeflößt, und mein Beispiel das ich dir gegeben habe, und bis an meinen Tod geben werde, können dich zwar vor diesen Lastern sicher stellen, wenn du ihnen treu bleibst: allein die Verführung ist oft so groß, daß wir ihr nur mit dem größten Muth, ja oft mit Aufopferungen mancher Glückseligkeiten dieses Lebens, widerstehen können. Und wer giebt denn ein Theilchen seines Glücks gern weg, was er schon hat, um sich von einer Gefahr zu befreien, in welcher er noch nicht ist, die er nur befürchtet?

Martin. Er spricht von Verführung. Meint er denn damit, daß ich schon jetzt von Verführern umgeben bin, oder daß ich vielleicht — erst künftig in ihre Hände gerathen könnte, und daher auf meiner Hut sein möchte? Erkläre er sich doch deutlicher hierüber.

Tobias. Allerdings muß ich es, wenn dir mein Rath nützlich werden soll, ob ich gleich die Schwierigkeiten fühle, welche mit dem Geständniß der Wahrheit verbunden sind. Die Verführungen, denen wir ausgesetzt sind, sind sogar oft von der Art, daß wir gewiße Pflichten zu erfüllen glauben, wenn wir ihnen folgen, und die Verführer selbst stehn oft mit uns in einer solchen Verbindung, daß wir

sie unserer Anhänglichkeit wegen nicht dafür halten, oder wider unsre Pflicht handeln würden, die Gemeinschaft mit ihnen aufzuheben.

Martin. Und bin ich denn von solchen Verführern umgeben?

Tobias. Ja mein Sohn! (Nimmt ihn bei der Hand.) Nur vergiß nicht jetzt bei dem, was ich dir sagen werde, daß dein treuer dich zärtlich liebender Vater zu dir spricht. — Das Weib, welches an deiner Seite ruht, deine Margarethe — scheint gefährlich für dich zu werden.

Martin. Mein Weib, Vater! das mich zärtlich liebt?

Tobias. Deine Gattin — sage ich dir. Die Verbeßerung unserer Vermögensumstände; die Vergrößerung unsers Handels; die Ehre, die uns erwiesen wird; die Abhängigkeit von uns, in welcher manche Personen stehen; die Bekanntschaft mit solchen Menschen, die vornehmer sind als wir; selbst der Umstand, daß sie dir ein wohlgebildetes Kind mit Gefahr ihres Lebens geboren hat: — dies alles hat einen großen Einfluß auf ihr Herz gehabt und — hat es verändert. Sie ist eitel geworden, wenigstens steht ihr Herz ganz der Eitelkeit offen; sie glaubt gewiße Verdienste zu haben, und will daß man sie

anerkenne; sie entzieht sich solcher Geschäfte, die sie als dein Weib thun sollte, weil sie es bei unserm Einkommen nicht für nöthig hält, und die Arbeit andern überlaßen zu können glaubt; sie besitzt eine allzugroße Zärtlichkeit gegen ihr Kind, und diese macht, daß sie gewiße Dinge als schädlich für daßelbe ansieht, und es weichlich erzieht, daß es in der Folge weder zur Arbeit eines Landmädchens brauchbar sein, noch eine solche veste Gesundheit erhalten wird, um sich ihrer immer freuen zu können.

Martin. Wüßte ich nicht, daß er es aufrichtig mit mir meint, und immer nur mein Beſtes zu befördern sucht; ich würde glauben, daß er mein eheliches Glück untergraben wollte: und dem ohngeachtet — —

Tobias. Halt mein Sohn! Ich habe dir schon gesagt, daß dein treuer Vater mit dir spricht. Eben weil ich die Freude habe zu sehen, daß ihr euch beide liebt; so wollte ich, daß diese Liebe ungestört bei euch wohnen könnte. Sie kann aber gestört werden, wenn du nicht dein Verhalten klug und weise einrichtest.

Martin. Und worin sollte sich denn Margarethe ändern? Führe er mir doch die Dinge einzeln an.

Tobias.

Tobias. Ich wills thun und dich zu deinem Besten noch mehr darauf aufmerksam machen. Sie ist eitel, und das siehst du aus der Wahl ihrer Kleider, mit denen sie sich vor den übrigen Weibern hervorzuthun sucht, und aus der Unzufriedenheit, wenn eine andere es ihr nachthut. Sie freut sich, wenn Besuch aus der Stadt kommt, und diese Leute mit schönen Kleidern erscheinen; damit unsere Nachbarn neugierig fragen: „Wer waren denn die bei Wendels?" Und wie ängstlich ist sie nicht bei dem Besuch nichts zu versehen, damit die Städter nicht wißen sollen, daß sie auf dem Lande sind? — Ferner liegt in ihr eine gewiße Schaam, daß sie nun noch gewiße Arbeiten thun soll, deren sie sich sonst nicht schämte. Wozu zum Beispiel, sind uns jetzt noch zwei Dienstbothen nöthig? Eine Magd und ein Kindermädchen sind für unser Haus zu viel; denn Aennchen braucht nun keine Wärterin mehr. Denke zurück an die Zeiten, da deine Mutter und Schwester noch lebten. Weder Magd noch Kindermädchen war damals in unserm Hause. Wir thaten alles mit unsern eigenen Händen und freuten uns unserer Hände Arbeit. Endlich mein Sohn, ist Margarethe von einer zu großen Zärtlichkeit gegen ihr Kind eingenommen, die dem armen Wurme äußerst schädlich werden kann. Wenn der Wind etwas stark geht, oder ihrer Meinung nach zu kalt ist, dann darf das arme Kind nicht an die freie Luft, oder wird mit Tüchern und Kleidern so vermummt und behangen, daß kein stär-

kender

kender Hauch der Luft auf seinen Leib kommen kann. Aennchen darf nichts thun, nicht einmal solche Spiele vornehmen, die ihren Körper stärken könnten, weil sie denkt, daß sie sich schaden und ihre Schönheit verderben möchte. Die Speisen, die sie ihr reicht, sind weichlich und von der Art, daß sie dadurch zur Leckerhaftigkeit gewöhnt wird. Ach — und das vorzüglich schädliche, ist das erbärmliche Zusammenschnüren. Ihr Leib soll nicht dick und stark werden; aber lieber Gott, ist denn das eine Schönheit, wenn der Leib eines Mädchens wie ein Blaserohr in einer harten Baumrinde steckt? Und ist es denn für den Körper wirklich gesund? Ich kanns nicht glauben und noch weniger für schön halten, mögen auch die Städter sagen was sie wollen. Von wem aber sollte es Margarethe gelernt haben, als von ihnen, da es bei uns auf dem Lande nicht gewöhnlich ist? Hierzu kommt, daß sie Aennchen einen großen Eigendünkel einflößt, durch Lobeserhebungen ihres Körpers und ihres Putzes, und durch Verachtung anderer Kinder, die nicht so geputzt sind.

Martin. Ich muß gestehn, Vater, er hat recht. Ich selbst habe das alles an meiner Frau bemerkt; aber sie meint's doch so gut mit mir und dem Kinde! Und wenn ich bedenke, was sie ausgestanden hat, als es zur Welt kam!

Tobias. Eben hierin liegt die große Gefahr für dich, für Margarethen und für euer Kind. Die

Liebe,

Liebe, die du zu ihr hast, diese macht, daß du ihre Fehler nicht so bemerkst als andere, daß du sie für geringer hältst als sie sind, und nicht glaubst, daß sie dir schädlich werden können. Ich will das nicht wiederholen, was ich dir vorhin von der Verführung sagte; aber gewiß ists, daß man in dem Fall am meisten auf seiner Hut sein muß, wo die Verführung weniger schädlich für uns zu sein scheint, und wo der Verführer selbst nicht die Absicht hat, uns unglücklich zu machen. Alle die vorhandenen Umstände, in welche wir gekommen sind, haben zu stark auf Margarethens Herz gewirkt, — es geändert, und nun kann dies gute Weib — ohne es zu wollen, wie ich von ihr überzeugt bin, dich nach und nach, durch die Nachsicht, welche du mit ihr hast, zu Gewohnheiten verleiten, die deine Gesinnungen ändern und dich unglücklich machen.

Martin. Das hoffe ich nicht, Vater! Ich werde allezeit meinen Verstand zu Hülfe — —

Hier trat die Magd in die Laube und sagte Martin, daß ein Mann da sei, welcher mit ihm sprechen wolle und schon lange gewartet habe. Das wichtige Gespräch zwischen Vater und Sohn brach also hier ab, aus dem man sehen kann, wie sehr Vater Tobias durch Lesung guter Bücher, durch Nachdenken und durch Umgang mit guten Menschen seinen Geist gebildet hatte, und wie wenig er mit der gegenwärtigen

wärtigen innern Beschaffenheit seiner Familie zufrieden war. Man bemerkt, mit welchem furchtsamen Blick er in die Zukunft sah, ohnerachtet er gewiß zu sein schien, daß er ihren Fall, wenn sich Martin so wie Margarethe durch Glücksumstände blenden ließe, nicht erleben würde; denn ohne ihn und seine Einwilligung konnte man doch keine Hauptveränderungen vornehmen. Auf Martin selbst aber machte dies Gespräch allerdings Eindruck. Er kannte die Liebe seines Vaters und seine ungeheuchelte Redlichkeit, und mußte sich überzeugen, daß seine Warnungen nicht aus einem lieblosen Herzen kamen, um ihm gegen seine Gattin feindselige Gesinnungen einzuflößen; zumal da er seinem eignen Geständniße nach, die Fehler selbst an ihr bemerkt hatte. Mit guten Vorsätzen setzte er also sein Leben fort, und besonders faßte er den Entschluß, bei jeder Gelegenheit die bei seiner Gattin entstandenen Neigungen unschädlich zu machen. Nachgerade aber fand er sich wieder in den gewöhnlichen Gang, fühlte von außenher kein Ungemach, und zuweilen fuhr ihm sogar der Gedanke durch den Kopf: Das Alter hat seine Grillen. Gesetzt aber, er hätte nach und nach in seinem Hauswesen einige Veränderungen vornehmen, und seiner Gattin glimpflich entgegen arbeiten wollen; so hinderten ihn selbst seine Geschäfte daran, in welchen er oft ganze Tage abwesend sein mußte. Er vergaß bei seiner Zurückkunft genaue Beobachtungen anzustellen, und hielt sich für berechtigt, die Beweise der Liebe von

seiner

seiner Gattin und Tochter ungestört ohne Mißtrauen anzunehmen.

Der gute Vater Tobias! O wäre sein väterliches Wort tiefer in das Herz seines Sohnes gedrungen! Er liebte Martin und Margarethen so herzlich, und wurde auch von ihnen wieder geliebt; man ging aufs freundschaftlichste mit ihm um. Wie so gern hätte er seine letzten Kräfte zum wahren Wohl seiner Kinder angewandt, wie gern den größten Theil seiner Bequemlichkeiten entbehrt, wenn er sie dadurch vor allen Verführungen hätte sichern können! Bei alle dem aber war es doch sonderbar, daß er in der Folge, weder mit Martin noch mit Margarethen über ihren sittlichen Zustand aufs neue vertraulich zu sprechen sich bemühte. Dann und wann eine Anmerkung — oder ein Kopfschütteln war alles, was er in der Folge that. Wahrscheinlich mochte er entweder wehmüthig vorhersehn, daß alle seine Warnungen vergeblich wären; oder er selbst mochte sich nach und nach an ihre Lebensweise gewöhnen, da er zur Zeit sahe, daß sie nicht noch gefährlicher für sie ward. Vielleicht trug auch der Umstand viel zu seinem Stillschweigen bei, daß die Besuche aus der Stadt mit der Zeit nicht mehr so häufig kamen. — Er selbst hatte sie durch sein zurückhaltendes Betragen verscheucht.

Mittlerweile mußten Martin und Margarethe der Angst und der bittersten Schmerzen durchleben. Ihr Aennchen erhielt die Pocken und hatte sie so heftig, daß man sie schon für verloren gab. Allein dadurch, daß sie auf Anrathen des Vaters Tobias ihre Zuflucht nicht zu Kräuterweibern oder andern Quacksalbern, sondern zu einem geschickten und erfahrnen Arzt nahmen, erhielt ihr Kind nicht nur die Gesundheit wieder, sondern wurde auch vor der Häßlichkeit gesichert, welche so oft die Folge der Pocken ist. Wer kann sich die Freude und das Entzücken der Eltern denken, ihre Tochter mit unzerstörter Schönheit gerettet zu sehn!

Indeßen machte ihnen, besonders Margarethen, noch ein anderer Umstand mancherlei Unannehmlichkeiten. Es war nicht möglich, daß Aennchen auf andere Weise unterrichtet werden konnte, als in der Dorfschule zu Ebernitz: und schon dies machte der zärtlichen Mutter viel Unruhe. — Sie mußte sich fast den ganzen Tag von dem lieben Kinde trennen, welches allein und oft bei nicht ganz erwünschtem Wetter in die Schule gehen mußte, die in einiger Entfernung lag. Da kam denn das arme Kind bisweilen ziemlich naß zurück, hatte eiskalte Händchen, eine kalte Nase und dergleichen; welches alles keine Kleinigkeiten für eine so zärtliche Mutter waren. Doch noch mehr! Unter einer solchen Menge von Kindern giebts viele lose Vögel.

Diese

Diese merkten bald wo es Aennchen fehlte, und machten sich nicht selten ein Spåschen mit ihr. Sie in eine Pfütze zu führen, ihr einige Schneeballen mitzugeben, ein paar Kreuzchen auf den Rücken zu mahlen, oder ihr sonst etwas anzuhängen, — das waren gewöhnliche Dinge. Und so kam es, daß Margarethe sowohl dem Schullehrer als den Eltern jener Kinder Vorwürfe machte, ohne die Sache zu verbeßern. Die Neckereien ließen nicht nach, und man wollte sogar wißen, daß manche im Dorfe gesagt hätten: „Es geschieht ihr recht; warum tåndelt sie so mit ihrem Mädchen."

Unter diesen Kindern, welche mit Aennchen die Schule besuchten, war auch Jakob, der Sohn des reichsten Landmanns in Ebernitz. Dieser Knabe war von einem sanften Karakter und wurde mit der Zeit Aennchens Begleiter, wenn sie in und aus der Schule kam. Er machte nie mit andern Knaben gemeinschaftliche Sache; sondern war vielmehr, wenn es ihm möglich war, Aennchens Schutz. Hierdurch gewann er das Zutrauen und das Herz dieses kleinen Mädchens so, daß sie in der Folge nicht eher aus dem Hause ging, bis Jakob sie abrief, und auch nur unter seiner Begleitung wieder zurückkam. Besondere Zuneigung zu Aennchen war wohl nicht die Ursache bei dem Knaben, warum er sie zur Begleiterin wählte; sondern der Umstand, daß sie beide die einzigen Kinder waren, welche aus dem Theil

des Dorfs, wo ihre Eltern wohnten, die Schule besuchten. Außerdem ward er auch bald gewahr, daß ihm diese Begleitung mancherlei Vortheile brachte; denn Aennchen, welche immer kleine Vorräthe von Näschereien hatte, gab ihm gewöhnlich etwas davon, und belohnte dadurch den Schutz, den er ihr leistete. Margarethe selbst steckte ihm Aennchens wegen so manches in die Tasche, was er von seinen Eltern nicht erhielt. So entstand unter ihnen eine gewiße Freundschaft, die den kleinen Jakob antrieb, auch außer der Schule bisweilen nach Aennchen zu fragen und sie zu besuchen. Er war also nicht nur ihr Gefährte auf dem Schulwege, sondern ward auch ihr Gesellschafter bei ihren Spielen. Die kleinen Vortheile, welche beide von einander hatten, machten sie verträglich, wozu nachgerade die Gewohnheit kam, oft beisammen zu sein.

Einige Jahre verliefen nun, ohne daß sich mit der Familie etwas wichtiges zutrug. Vater Tobias wartete und pflegte seinen Garten, und seine liebsten Gesellschafter — die Bienen. Von allen übrigen hatte er sich losgemacht, lebte jetzt in seinem Alter friedlich und still, wie in seinen jüngern Jahren, war ununterbrochen thätig, so viel seine Kräfte es zuließen, und genoß die Freude eines ruhigen Gewißens. Martin war einzig und allein mit seinem Handel beschäftigt, der ihm so viel zu thun gab, daß er an keine andre Arbeit denken konnte. Mar-

garethe besorgte das Hauswesen, das heißt, sie gab der Magd Befehle, ordnete dies und jenes an, tadelte, besuchte zuweilen gute Freunde, und nahm Besuche an, am meisten aber beschäftigte sie sich mit Aennchen und mit ihrem Putze, zumal da sie das Kindermädchen auf langes Zureden ihrer eigenen Eltern hatte wegthun müßen. Aennchen aber ging mit dem kleinen Jakob in die Schule, wurde noch zuweilen geneckt, blieb die Freundin ihres Gefährten, bis sie beide in die Jahre traten, daß sie die Schule nicht mehr besuchen durften. Uebrigens hatte sie außer dem Schulunterricht sehr vieles von ihrer Mutter in Ansehung des Putzes und anderer Kleinigkeiten begriffen und war in der That nicht nur schön geblieben, sondern noch schöner geworden; nur sehr weichlich, ob sie gleich ein Landmädchen war.

Auf seinem Lieblingsplätzchen in der Hollunderlaube saß eines Abends nach seiner gewöhnlichen Art, Vater Tobias, da er seine Tagsgeschäfte vollendet hatte. Er hatte in seinem Alter seit langer Zeit keine größere Schwäche empfunden, als die, welche seine Jahre mit sich brachten. Allein heute überfiel ihn, als er noch in der Laube saß, eine Mattigkeit, die er noch nie empfunden hatte. Geführt von seinem Sohne begab er sich früher zur Ruhe, als er es sonst zu thun pflegte; aber die Entkräftung nahm zu, und — wer hätte es geglaubt, — der gute Greis entschlief in der zweiten Nacht in den Armen seines Sohnes!

Ein wichtiger Tod für diese Familie! Deutsche Redlichkeit und ein edler biedrer Sinn hatten den guten Tobias, allen die ihn kannten, werth und schätzbar gemacht, sie alle bedauerten seinen Verlust; und die Treue, mit welcher er für seine Familie sorgte, seine Uneigennützigkeit und Sorgfalt für sie, mußten ihr seinen Tod doppelt fühlbar machen. Martin weinte ihm aufrichtige Thränen der Wehmuth und kindlichen Liebe nach und auch Margarethe vergaß — vermöge ihrer natürlichen guten Denkart, häufige Thränen an der Ruhestätte seiner Gebeine. Es war ihnen allen, als wäre es unmöglich, daß Vater Tobias nicht mehr im Garten sein könnte, oder am Bienenhäuschen, oder in der Hollunderlaube. Man wollte ihn immer noch rufen, wenn er zum Essen kommen sollte; aber — Vater Tobias war nicht mehr! Ha, hätte man seinen Werth noch vollkommner und beßer gekannt!

Die Zeit trocknet die bittersten Thränen, und daher trockneten auch die, welche man um den guten Vater Wendel weinte. Man hatte ja Trostgründe. Er hatte nämlich ein beträchtliches Alter erreicht, und man konnte also nicht wohl glauben, daß er noch lange gelebt haben würde; er hatte genug in der Welt gethan, gearbeitet und sich für die Seinigen bemüht, warum sollte man ihm die Ruhe nicht gönnen? Und sein Tod war ihm nicht schmerzhaft gewesen, — er war in den Armen seines Sohnes eingeschlafen, da

hinge=

hingegen andere oft unter den größten Quaalen und Schmerzen ihren Geist aufgeben müssen. Indessen vermißte ihn Martin sehr oft. Es war jetzt niemand mehr, der den Garten in so guter Ordnung hielt, als Tobias gethan hatte; denn die gedungenen Arbeiter sahen auf ihren Lohn und nicht auf die Güte und den Nutzen ihrer Arbeit. Martin konnte selten die Aufsicht über sie haben, und Margarethe hatte sich wenig Mühe gegeben, vom Vater Tobias etwas zu lernen; es gefiel ihr in der Stube und besonders wenn sie Gesellschaft hatte — beßer, als bei der Gartenarbeit, die Hollunderlaube ausgenommen, wo sie ihre Gäste gern hinführte. — Sie hingegen vermißte ihn nicht so sehr, und es schien sogar bisweilen, als ob sie heiterer aussähe, daß sie nur in manchen Dingen freier handeln konnte. Sie bewieß es unter andern mit dem neuen Putze, den sie sich und ihrem Aennchen machen ließ, als die Trauer vorbei war. Er war weit mehr auf städtische Art gemacht als sonst, worüber Tobias dann und wann seine Anmerkungen gemacht hatte. — Auch fanden sich nach und nach die Besuche der Städter wieder häufiger ein, unter denen besonders Gevatter Steinert mit seiner Familie war. Margarethe schätzte unter andern diese letzte außer der Gevatterschaft auch um deswillen sehr, weil die Jungfer Steinertin mit Aennchen ziemlich in gleichem Alter war, und ihr von dem und jenem, von einem neumodischen Bande, von schönen Zeuge zu Schürzen und dergleichen, Nachricht geben konnte. Martin

wollte zwar wohl, nach der Weise seines Vaters, zuweilen die Einwendung machen, daß sich die Leute im Dorfe über sie aufhalten würden; dies und jenes käme ihnen nicht zu, es sei über ihren Stand und dergleichen; aber Margarethe lächelte und antwortete gewöhnlich: „Hm! der liebe Gott hats uns ja gegeben! Es ist ja unser einziges Kind!“ — Und selbst Jungfer Aennchen wußte mit klugen Worten der Mutter beizutreten, so daß Martin ihr Benehmen billig und recht finden mußte.

Außer den Bekannten und guten Freunden, die sie zuweilen besuchten, waren nur wenige im Dorfe, die sich noch zu ihnen zählen konnten. Selbst Aennchen, welche doch alle Mädchen des Dorfs kannte, hatte nur mit einigen Umgang, weil die meisten der Eitelkeit und der beßern Kleider wegen, mit denen Aennchen überall prangte, sie zu vermeiden suchten. Männliche Bekanntschaften hatte sie noch nicht, ausgenommen die alte Bekanntschaft und Freundschaft mit Jakob, der nun bereits ein Jüngling geworden war. Dieser hätte wohl zuweilen noch jetzt, wie er es sonst zu thun gewohnt war, Jungfer Aennchen besucht, und sie selbst würde seinen Besuch nicht ungern gesehn haben: aber ein gewißes etwas, welches beide jetzt empfanden, hielt sie zurück, absichtlich zu kommen. Desto froher aber waren sie, wenn der Zufall sie zusammenführte; sie unterließen dann nicht, sich eine fortdauernde Freundschaft zu

versprechen,

versprechen. Eigentlich war es wohl nicht mehr Freundschaft, sondern Liebe, die sie nun gegeneinander fühlten; doch gestanden sie einander jetzt nichts mehr, als daß sie Freunde wären.

Viertes Kapitel.

Vater Tobias hatte in allen Stücken nach Grundsätzen gehandelt; unter andern auch bei seinen Vergnügungen. — „Wenn ich, so waren seine Gedanken, mit den Kräften des menschlichen Geistes und Körpers nur etwas bekannt bin, und die sinnlichen Neigungen kenne, welche im Menschen liegen; so würden meine Forderungen, daß der Mensch ununterbrochen geschäftig sein müße und sich nie einer Stunde der Ergötzung und Ruhe freuen dürfe, nicht nur hart und strenge, sondern zugleich ungerecht sein. Sein Körper sowohl als sein Geist verlangen beide gewiße Ruhepunkte, wodurch sie zu neuer Thätigkeit sich stärken und zur Fortsetzung des geschäftigen Lebens geschickt werden. — Worin soll aber diese Ruhe, diese Erholung und Geschäftlosigkeit bestehen? Wäre das allein Erholung zu nennen, wenn sich die Glieder des Körpers einem todten Müßigsein überlaßen? Wenn der Geist, der mit tiefem Denken beschäftigt war, jetzt jeden Gedanken, der in ihm entsteht, verwirft, und in einer Gedankenleere schwimmt? — Auf keinen Fall. Dann könnte man ja nichts weiter zur Ruhe und

Erho=

Erholung zählen, als den Schlaf, bey welchem doch die Seele immer noch geschäftig bleibt, nämlich im Traume. Die Erholung der menschlichen Kräfte muß also mehr in sich begreifen, und muß oft in Absicht des Körpers, in einer Bewegung deßelben bestehn, welche derjenigen entgegen ist, die wir bey unsern gewöhnlichen Arbeiten nöthig haben, welche mit mehr Leichtigkeit und Veränderung — nicht im beständigen Einerlei geschieht. In Hinsicht des Geistes aber muß die Erholung oft in der Wahl anderer Gedanken zu finden sein, welche nach Willkühr aufgenommen, nicht mit der Strenge zergliedert und aufgelöst, sondern flüchtiger bearbeitet werden dürfen, als diejenigen, an welche unser Geist mit Anstrengung lange gebunden war. Vereinigt sich damit eine leichte Bewegung des Körpers, wobei die Sinne jedem angenehmen Eindruck geöffnet, und dadurch als Mittel gebraucht werden, in der Seele leicht und mannichfaltige Bilder und Gedancken zu erwecken; so muß auf jeden Fall die Erholung des Geistes um vieles erhöht werden. Wenn dies aber ist, so darf ich mich nicht wundern, daß der an schwere Handarbeit gebundene Landmann und die Klaße der Stadtbewohner, die sich mit Arbeiten des Körpers beschäftigt, an gewißen Tagen sich durch Tanz und Spiele, wobei Bewegung des Körpers nöthig ist, zu erholen und zu ergötzen suchen? Ich darf mich nicht wundern, wenn ich einen Mann, der den größten Theil des Tages am Pulte saß und mit seinem Geiste

arbeitete, jezt am Abend — mit einem Buch in der Hand auf einem anmuthigen Hügel, oder in einem schattigen Thal wandeln sehe? Für jene ist die Bewegung des Körpers beim Spiel und Tanz eine Ergötzung und Erholung; so wie für diesen das Buch, das er in freier Luft liest. Nur ist zu bedauern, daß die Menschen im Genuß ihrer Ergötzungen oft zu weit gehen, und daß ihnen dadurch ihre Erholungen schädlicher werden, als ihre Arbeiten, an die sie gebunden sind!"

„Müßen wir nun, dachte er ferner, dem Menschen seine Rechte auf Ruhe, Erholung und Ergötzung zugestehn; so ist es auch der Billigkeit gemäß, ihm gewiße Tage zu erlauben, an welchen er sich der Freude und dem Vergnügen ganz überlaßen, jeder lästigen Arbeit entsagen und im geselligen Zirkel anderer Menschen die Mühseligkeiten dieses Lebens vergeßen kann. — Kurz ich lobe mir die Kirmeß oder das Kirchweihfest! Das ist ein wahres Volksfest, wo man mit einigen guten Freunden vergnügt sein kann. Es wird gemeiniglich zu der Zeit gefeiert, wo der Landmann die im Schweiß seines Angesichts verrichtete Arbeit größtentheils geendigt hat; wo er die Früchte seiner Mühe und Beschwerden auf seiner Tenne sieht, und zum Theil der Erde aufs neue fürs folgende Jahr anvertraut hat. Und gerade dies ist ein sehr schicklicher Zeitpunkt, einige Tage ganz der Erholung und der geselligen Freude zu widmen. —

„Es

„Es ist Kirmeß!“ Ha, dies Wort ist der allgemeine Aufruf zur Frölichkeit. Der Greis vergißt in diesen Tagen das Drückende seines Alters und freut sich mit der jungen Welt; das alte gekrümmte Mütterchen fühlt neue Lebenskraft zur Mitwirkung bei den Vorbereitungen auf dieses Fest, und wird durch die Freude anderer zur eignen Freude erweckt; der muntere Mann bewetteifert sich mit seiner Gattin die angekommenen Freunde und Bekannten wohl zu bewirthen und ihnen die Stunden ihres Besuchs angenehm und reitzend zu machen; und Jünglinge und Mädchen hüpfen frölich den jugendlichen Reihen entgegen, an die sie sich zur Vermehrung der allgemeinen frohen Stimmung der Herzen schließen. Selbst der verlaßne Arme, der an den Schwellen seiner reichern Brüder die Mittel zur Erhaltung seines dürftigen Lebens suchen muß, — selbst dieser nimmt den frohen Gedanken bei sich wahr:“ „Heute empfängst du mehr, als was du sonst zur Nothdurft von mitleidigen Menschen erhältst; heute wird vielleicht auch der Hartherzige einen Theil seines Ueberflußes dir reichen; heute erblickt ohnstreitig dein Auge in der Hand ein Labsal für deine schmachtenden Kinder “ “ — — Ich lobe mir die Kirmeß!“

Und Tobias Wendel feierte gewiß jedesmal dies Fest gemeinschaftlich mit den Bewohnern des Dorfs Ebernitz. Mit Recht kann man sagen — er feierte es, weil Tobias mit einigen bewährten Freunden seinen

nen Grundsätzen nach, durch vertraute und freundschaftliche Gespräche in seinem Hause, im Garten, oder in der Hollunderlaube, und durch den Genuß mäßiger Gastmahle und anderer Dinge die Stunden dieses Festes auf die angenehmste Weise zubrachte.

Jetzt nach seinem Tode nahte sich eines Jahrs auch die Zeit der Kirmeß; aber wie verschieden waren die jetzigen Zubereitungen gegen die sonstigen. Margarethe meinte, es sei doch billig, daß sie den und jenen, unter andern den Herrn Gevatter Steinert und seine Familie zur Kirmeß bäten. Sie habe nun schon so viele Jahre manches Gute bei ihnen genoßen, wenn sie in die Stadt gekommen wäre, und bisher wären sie noch nicht ein einzigesmal zur Kirmeß gebeten worden. „Ich weiß wohl, fuhr sie gegen Martin fort, daß wir beide es schon längst würden gethan haben; aber der Vater, Gott hab' ihn selig, meinte immer, wie du selbst weißt, — er habe gar kein rechtes Vertrauen zum Gevatter Steinert, und überhaupt wiße er mit den Städtern nicht recht umzugehn; wir möchten doch lieber bei unsers Gleichen bleiben. Und so unterblieb es immer. — Ich dächte Martin, wir machten uns einmal eine rechte Freude; der liebe Gott hat's uns ja gegeben." — Martin stund zwar wohl mit seiner Antwort ein Weilchen an; allein theils war er schon zu sehr an die Einrichtungen seiner Gattin und Tochter gewöhnt, theils überhäufte ihn Margarethe so sehr mit allerhand Vorstellungen,

daß

daß er endlich seinen Willen dazu gab. Es versteht sich von selbst, daß Aennchen auf Seiten der Mutter war, da sie in der Gesellschaft der Jungfer Steinertin sehr viel Vergnügen fand, und diese ihr bei ihrem letzten Besuch, das nächstemal ein schönes Band mitzubringen versprochen hatte.

Nun war es denn auch nothwendig, daß man zur Feier dieser Kirmeß weit mehr anschafte, als man sonst gethan hatte; denn theils die Menge der Gäste, welche gebeten werden sollten, theils der Umstand, daß einige aus der Stadt dabei waren, machten diesen größern Aufwand nothwendig. Ein Hauptbeweggrund zu diesem Aufwande war allerdings auch Margarethens Eitelkeit, welche nicht wünschte, daß es heißen sollte: „Man sah es, daß man auf dem Dorfe war;“ sondern man sollte sagen: „es ging bei ihnen zu, wie in der Stadt.“ — Ueberall fand Margarethe etwas zu verbeßern. Es wurden unter andern ein Duzend zinnerne Teller gekauft, weil es ihrer Meinung nach unschicklich wäre, den Leuten aus der Stadt thönerne vorzusetzen; auch kaufte sie noch ein halbes Dutzend Kaffetaßen, und bestellte etliche Flaschen Wein.

Die Tage des Festes waren bereits da. Margarethe hatte sich nebst ihrer Tochter Anna alle Mühe gegeben, Haus und Stube aufzuputzen, und sich selbst in dem schönsten Anzuge, den sie hatten, zu zeigen. —

Sie

Sie empfingen die Gäste alle mit der größten Freundlichkeit, unter andern auch ihre Eltern, die aus Krummthal herüber kamen; am meisten aber den Herrn Gevatter Steinert nebst seiner Familie. Sie gingen ihnen entgegen und brachten sie unter vielen Freudensbezeugungen ins Haus. Besonders machte sich Margarethe eine sehr große Ehre daraus, daß der Herr Gevatter seinen Herrn Sohn mitbrachte, der vor wenig Tagen von der Universität zurückgekommen war. Margarethe hatte zwar schon oft von ihm erzählen hören, aber gesehn hatte sie ihn noch nie, außer in seinen Knabenjahren. Unter andern hatte sie von der Frau Gevatterin gehört, daß er sehr gelehrt wäre, weil sie ihm viel Geld hätten schicken müßen; und Margarethe meinte, die Gelehrsamkeit sähe man ihm an den Augen an. — Andere verständige Leute sagten zwar, der Herr Sohn hätte gar nichts gelernt. Von den Rechten, die er hätte studiren sollen, wüßte er bloß den Nahmen. In schlechten Gesellschaften aber hätte er alles begriffen, was zur Verschwendung und zu einem lüderlichen Leben gehört. Geld hätte er allerdings nöthig gehabt, und der Vater, in der Meinung, daß er es zum Studiren und zum Ankauf der Bücher anwende, hätte seinem Herrn Sohn nicht hinderlich sein wollen und hätte ihm mehr geschickt, als er gekonnt, oder mit andern Worten; er hätte seines Herrn Sohnes wegen sehr viele Schulden machen müßen. Dies alles mochte nun wohl wahr sein. — Es war eine so gar große

Summe zusammengekommen, da Frau und Tochter auch das ihrige zum Putz und zu einem Leckerbißen haben wollten, daß Steinert zu glauben anfing; sein Herr Sohn würde wohl für alles ihm zugeschickte Geld eine solche Menge von Kenntnißen beisammen haben, daß er nun nach vier Jahren die Universität verlaßen, seiner Vaterstadt durch seine kostbaren Kenntniße brauchbar sein und seiner Familie zur Zierde und zum Ruhm leben könnte. Er machte ihm den Vorschlag, fand aber bei den Herrn Sohn kein rechtes Gehör, denn diesem lag sein Studiren so am Herzen, „daß er sich, — wie er sich im Briefe ausdrückte, unmöglich davon losreißen und die Bahn der Wißenschaften verlaßen könnte.“ Meister Steinert that jedoch einen Machtspruch, und verlangte durchaus, daß er nach Hause kommen sollte; wobei er hinzufügte, daß er für Unterbach Kenntniße genug habe, wo gewiß sehr viele wären, die nicht so viel auf ihre Studien hätten wenden können.

Es gefiel allen Gästen bei Martin Wendeln so wohl, daß die meisten, unter denen auch die Steinertsche Familie war, Margarethens Bitten Gehör gaben und die Nacht da blieben. Am Abend ging man, besonders auf Anstiften des jungen gelehrten Herrn Steinerts in die Schenke. Die Väter setzten sich mit ihrem Pfeifchen an einen Tisch, und Herr Fritz, so hieß der gelehrte Herr Sohn, machte mit Jungfer Aennchen und zur Abwechselung auch

mit

mit andern Mädchen ein lustiges Täntzchen, wobei er sich freilich nach den Tänzen der Landleute richten mußte. Das war nun für Aennchen eine sehr erwünschte Sache; denn sie bemerkte, daß die jungen Mannspersonen sehr neugierig auf sie und Herrn Fritzen sahen. Er war ja ein studirter Herr, und trug gar schöne Kleider. Nur wollte es ihr nicht gefallen, daß Herr Fritz auch mit andern Mädchen tanzte, und daß dann einer von den Dorfjünglingen kam und sie aufzog. Sie brauchte zwar einigemal einen Vorwand und schlug den Tanz aus, aber immer konnte sie es doch nicht.

Unter diesen Jünglingen war denn auch Jakob. Lange schon war er im Stillen um Wendels Haus gegangen und hatte gelauscht, ob er Aennchen nicht sehen würde. Und da er sie nicht bemerkt hatte, war er betrübt an den Ort der allgemeinen Freude zurückgegangen, und saß allein in einem Winkel, wo er seinen Gedanken nachhängen konnte, — als Aennchen mit der übrigen Gesellschaft kam. Lauter klopfte allerdings sein Herz, da er das Mädchen sah, aber schüchtern und zweifelhaft war er, ob er sie heute anreden und es wagen sollte, mit ihr zu tanzen. Die städtische Gesellschaft und ihr Anzug, der auch nach Stadtart war, machte ihn schüchtern. Doch die Liebe besiegte die Schüchternheit; er nahm die Gelegenheit wahr, und zog Aennchen zum Tanz auf. Gern hatte sie sonst und mit ihm am liebsten getanzt;

aber heute besiegte die Eitelkeit und die Ehrsucht, mit Herrn Fritzen allein zu tanzen, ihr Herz und ihre Liebe. Sie drückte ihm nicht so freundschaftlich wie sonst die Hand, und der gute Jakob erhielt auch nicht einen Blick, woraus er auf ihre Zuneigung hätte schließen können. So verging der Abend, ohne daß beide vergnügt gewesen wären; dem Jünglinge fehlte die Heiterkeit, welche Gegenliebe gewährt, und das Mädchen hatte mit dem Stolz und mit der Zuneigung gegen diesen guten Jüngling zu kämpfen.

Des andern Tages setzte man die Freuden des Festes fort. Man sprach, man suchte durch Spiele sich die Zeit zu vertreiben und mit Spatzierengehn im Felde und Garten, da der Tag heiter und angenehm war, bis der Mittag herankam. Das bereitete Mahl schmeckte aber nicht so, wie das gestrige, woran vermuthlich der überhäufte Genuß der Speisen und der Vergnügungen überhaupt Schuld war. Es fehlte an der Fröhlichkeit, wodurch jeder Genuß erst seinen eigenthümlichen Werth erhält. Man nahm also seine Zuflucht zum Wein und trank stärker als gestern. Martin, welcher des Weines nicht so gewohnt war, als Steinert und besonders Herr Fritz, fühlte seine Wirkungen sehr bald. Er wurde gesprächig und mit ihm die übrige Gesellschaft. Wie nun ein Gedanke aus dem andern entstand, und woher die Verschiedenheit ihres Gesprächs kam, kann man nicht anders erklären, als durch die Kraft des Weines.

Man

Man denkt bei solchen Fällen nicht um zu reden, sondern man spricht, weil man nicht denken kann. So kam es, daß Meister Steinert Martin die Brüderschaft anbot, welche angenommen und durch einige Gläßer Wein versiegelt wurde. Mit ihnen mußten es auch Margarethe und die Frau Steinertin thun, nebst ihren beiden Töchtern: Herrn Fritz ausgenommen, da Martin meinte, es schicke sich nicht, daß solche Leute vom Lande, wie er und seine Familie wären, einen gelehrten Herrn — du nennen wollten.

„Weißt du was Herr Bruder, schrie auf einmal Steinert drein, jetzt fällt mir ein kluger Gedanke ein. Zieh in die Stadt! Da kannst du deinen Handel nach Herzenslust fortsetzen; kannst ein großer Mann werden, und wir können, wenns uns einfällt zusammen kommen und vergnügt mit einander sein!“ — Recht, recht, Vater! — schrieen Frau, Sohn und Tochter, das war ein kluger Einfall, und nun hoben sie die Gläser — auf gute Nachbarschaft! Martin, so sehr auch sein Kopf benebelt war, wollte diese Gesundheit doch nicht trinken. Sein natürlicher Hang zum Landleben, seine häusliche Einrichtung und das Beispiel seines Vaters widersprachen zu sehr diesem Vorschlage. Man wandte sich daher zu Margarethen, welche lächelte und sagte: „es würde freilich sehr schön sein; aber wenn mein Mann nicht ja sagen will, so kann

ich auch nichts versprechen.“ Da man sahe, daß sie dazu geneigt sei, so kehrte man mit voller Macht zu Martin zurück, und drang so lange in ihn, bis er ja sagte, und auf die neue Nachbarschaft sein Glas leerte. Während deßen blinzten die beiden Mädchen einander mit den Augen zu und stießen sich mit dem Fuße; und Margarethe meinte, wenn ihr Mann es verspräche, so müßte sie wohl auch.

Es fiel nachher nichts weiter vor, was für die Geschichte dieser Familie merkwürdig geworden wäre. Man schwärmte nach dem Eßen noch eine Weile fort, bis sich die Wirkungen des Rausches allmählig verloren, und gegen Abend ging die Steinertsche Familie wieder nach Unterbach zurück. Martin, seine Frau und Tochter begleiteten sie zwar bis zur Hälfte des Weges; aber man dachte nicht wieder an das Versprechen, welches Martin von sich gegeben hatte, ohnerachtet die Brüderschaft beim Abschiede erneut wurde, und beide Familien sich eine fortdauernde Freundschaft versprachen.

Jetzt kehrten Martin, Margarethe und Aennchen nach Ebernitz zurück. Aber welche Verschiedenheit der Gedanken herrschte in ihren Herzen. Martin dachte nach, was er morgen thun und wie er das Versäumte einbringen wollte, dachte nicht mehr an die einzelnen Freuden des gestrigen und heutigen Tages, und am allerwenigsten erinnerte

er sich an das abgenöthigte Versprechen. Alles was heute und gestern geschehen war, kam ihm als ein Mittel vor, sich die Zeit zu verkürzen und sie angenehm ohne die gewöhnliche Arbeit hinzubringen. Ganz anders sahe es in Margarethens Seele aus. Die Stille, in welche sie auf einmal zurückgesetzt war, gefiel ihr nicht; sie wiederholte sich daher die Vorfälle der verfloßenen Tage einzeln, und kam auch bald auf den heutigen Mittag, auf den Antrag, den Herr Gevatter Steinert ihrem Manne gemacht hatte, und auf das Versprechen ihres Mannes, in die Stadt zu ziehn, welches er auf wiederholtes Bitten hatte von sich geben müßen. Bei diesem Gedanken blieb sie stehn und fand ihn so angenehm, daß sie ihn lange vesthielt. Sie dachte sich ganz in die Stadt, sah im Geiste allerlei Vergnügungen und hörte die vielen Lobsprüche, welche man ihr ihrer schönen Tochter wegen machen würde. Was endlich Aennchen selbst betrift, so beschäftigte sie sich mit den Gedanken an den gestrigen Tanz, sahe Herrn Fritz und den guten Jakob wieder vor sich, wußte nicht recht, welchem sie den Vorzug geben sollte; hatte eine große Freude über das Band, welches ihr Lenchen, Steinerts Tochter, gegeben hatte, und wünschte, daß ihre Mutter sie auf den Jahrmarkt mitnehmen möchte, weil sie gern eine Schürze von dem Kattun haben wollte, den sie bei Lenchen gesehn hatte.

Da indeßen keines dem andern seine Gedanken und Wünsche mittheilte; so kam man nach Hause, ohne daß eines die Gedanken des andern hätte prüfen, annehmen oder verwerfen können. Des andern Tages ging jedes nach seiner gewöhnlichen Art an seine Geschäfte, und die Kirmeß schien vergangen zu sein, ohne gewiße Folgen nach sich zu ziehn.

In einiger Zeit darauf war Jahrmarkt in Unterbach und Margarethe besuchte ihn und zugleich die Steinertsche Familie nebst ihrer Tochter. Der Gedanke an die Stadt und der Wunsch in ihr zu wohnen, beide hatten sich nachgerade wieder geschwächt, weil sie allzuviele Hinderniße von Seiten ihres Mannes dabei zu finden glaubte. Aber, welch' ein Zufall! — Kaum war sie in das Steinertsche Haus getreten: als man ihr schon mit der Nachricht entgegenkam, es sei ein schönes Haus am Markte mit einem Garten vor dem Thore zu verkaufen; es sei geräumig, „und — fügte Meister Steinert hinzu, der Herr Gevatter wäre ein Thor, wenn er diese Gelegenheit vorbeiließe: da könnte er doch ein Mann werden!“ Mehr war nicht nöthig, um die verloschne Begierde bei Margarethen wieder anzuzünden. Sie gestand ihre große Neigung; aber auch die Besorgniß, daß ihr Mann schwerlich darein willigen würde. — „Er muß! antwortete man ihr; er hat's ja versprochen!“ Und mit einem Wort, so groß auch bei Margarethen die gegrün-

dete

dete Bedenklichkeit war, so viel auch ihr eigner Verstand gegen diesen Schritt einwandte; so wurde sie doch nicht eher ruhig gelassen, bis sie versprochen hatte, ihrem Manne die gegebene Nachricht zu bringen, und ihn zu bewegen, die Sache auszuführen.

Sie kam nach Hauße, ohne zu wißen, wie sie die Nachricht in ein gefälliges Gewand kleiden sollte, ob sie gleich über die Art ihres Vortrags den ganzen Weg nachgedacht hatte; aber ihr Herz, ihre Eitelkeit und ihre unbegränzte Zärtlichkeit und Liebe zu ihrer Tochter — machten den Wunsch so sehr in ihr rege, daß sie Martin den Vorschlag that.

Dieser nahm die Nachricht so auf, wie sie es gedacht hatte. Allein trotz seines Widerstandes, wußte sie es doch in der Folge mit Hülfe der Steinertschen Familie dahin zu bringen, daß er sich genauer nach dem Hause erkundigte; und — da man ihm so gar viel von den Vortheilen vorschwatzte, welche sein Handel durch den neuen Kauf erhalten würde; so ließ er sich bereden, und wurde der Käufer eines Hauses in der Stadt Unterbach.

Aber wurde denn die schöne ländliche Wohnung in Ebernitz, sammt dem treflichen Garten, dem Felde; samt der Bienen- und Baumzucht und der Hollunderlaube verkauft? Ja! Diese Wohnung, in

in welcher der Vater Tobias im Schooße seiner geliebten Familie so viele stille Freuden des häuslichen Lebens genoßen hatte; der Garten, den er gepflegt, die Bäume, die er mit seinen Händen größtentheils gezogen und die Bienen, deren Ureltern er so freundschaftlich genährt hatte — dies alles kam in die Hände eines andern. O wohl dir, Vater Tobias! daß du im Schooße der Erde an der Seite deiner Geliebten ruhtest! Welche Thränen würden deinem Auge entquollen sein, wenn du die gesegneten Folgen aller deiner Bemühungen in den Händen eines Fremden erblickt hättest!

Indeßen hatte doch Martin sich eine Stube beim Verkauf des Hauses ausbedungen, in keiner andern Absicht, als daß er hier eine kleine Garnniederlage hätte. Alles übrige war nicht mehr sein Eigenthum. — Daß man im Dorfe über Martins Veränderung sehr viel und mancherlei sprach, daß besonders einige alte Personen den Kopf schüttelten und selbst Margarethens Eltern mit diesem Schritt unzufrieden waren, und die Eitelkeit für die einzige Ursache deßelben hielten; darüber darf man sich wohl nicht wundern.

Doch noch ein Wort von dem guten Jakob. Er hatte ohnstreitig selbst bisher nicht geglaubt, daß seine Liebe zu Aennchen so groß wäre; als er es jetzt empfand und glauben mußte, da er hörte, daß die

Wendel-

Wendelsche Familie in die Stadt ziehen würde. Er weinte die bittersten Thränen, denn sein inneres Gefühl sagte ihm, daß das Mädchen nun ganz für ihn verloren sei. Seine Schüchternheit mit welcher er sich ihr bisher genähert hatte, und seine Besorgniß, daß Aennchen einen vornehmen und reichen Liebhaber wählen würde, verwandelten sich nun in Furchtsamkeit und Niedergeschlagenheit. Statt, daß er sonst jede Gelegenheit ergriffen hatte, das Mädchen zu sehen und mit ihr zu sprechen, so vermied er sie jetzt sorgfältig und verschloß den Gram in seinem Herzen. Allein die Hoffnung welche er bisher gehabt hatte, das Mädchen bei allem widerwärtigen Anschein dennoch zu besitzen, sollte auch jetzt sein Herz noch nicht verlaßen. Ungesucht und wider alles Vermuthen traf sichs, daß er mit Aennchen allein in Gesellschaft kam. Ihre Unterredung kam bald auf den Umstand der bevorstehenden Veränderung, und Aennchen frug den guten Jüngling ziemlich freundlich: ob er sie denn bisweilen besuchen würde? Wie konnte da sein weiches empfängliches Herz anders als glauben, daß diese Frage eine Folge der Liebe zu ihm sei? Er beantwortete sie mit sichtbarer Freude und mit hoffnungsvoller Heiterkeit; daß er es thun würde, wenn es ihm erlaubt wäre.

Wie kam es aber eigentlich, daß Martin zu diesen Schritt sich verleiten ließ; da seine genoßne Erziehung ihm andere Grundsätze beigebracht; da

sein

sein Vater ihm ein Beispiel gegeben hatte, welches diesem Benehmen ganz widersprach; da die Lehren dieses Mannes unmöglich alle aus seinem Gedächtniß entflohen sein konnten; und endlich — da sein eigner Hang nicht fürs Stadtleben war? Wäre Martin in andern Verhältnißen gewesen, hätte er sich nicht so blindlings von der Liebe zu seiner Gattin leiten laßen, und hätte er die Menschen mit denen er umging beßer gekannt; er würde wohl nie auf den Gedanken gekommen sein, das Dorf mit der Stadt zu vertauschen. Allein — umgeben mit Personen, welche er herzlich und aufrichtig liebte, deren Wünsche er gern alle erfüllen wollte, glaubte er auch jetzt berechtigt zu sein, ihnen ihre Bitten zu gewähren. Margarethe hatte ihm ohnedem oft gesagt, daß es für Aennchen gut wäre, wenn sie wenigstens eine Zeitlang sich in der Stadt aufhielte, um das Nähen und andere weiblichen Arbeiten zu lernen. Hierzu kam, daß er, der die Verhältniße des menschlichen Lebens zu wenig kannte, sich wirklich große Vortheile in Hinsicht seines Handels versprach. Was aber seine natürliche Abneigung gegen das Stadtleben betraf; so glaubte er, daß er bei seiner Lebensart das unangenehme deßelben nicht sehr empfinden würde. Ich bin wenig zu Hause, dachte er, und trenne mich also nicht durch diese Veränderung vom Lande.

Fünftes Kapitel.

Martin lebte also von nun an mit Frau und Tochter in Unterbach. Bei dem Verkauf ihres verlaßnen Hauses und des dazu gehörigen Gartens und Feldes, hatten sie eine Summe erhalten, welche der beinahe gleich kam, die sie für das neuerkaufte Haus erlegen mußten. Sie durften daher bei dem Kaufe selbst von ihrem übrigen baaren Vermögen nichts oder doch nicht viel zusetzen. Allein da dies Haus vier Stuben hatte, so fehlte es ihnen an den nöthigen Geräthschaften. Selbst diejenigen, die sie besaßen, schickten sich nicht recht für diese Stuben und überhaupt für eine Stadt. Wie gewöhnlich nahm daher auch jetzt Margarethe ihre Zuflucht zu der Steinertschen Familie, und frug sie über die Einrichtung ihres Hauses um Rath. Da hieß es denn; das beste wäre, daß man gleich anfänglich alles stadtmäßig einrichte, damit man nicht erst in der Folge aufs neue Veränderungen machen dürfe. Es wurden daher eine Menge Stühle bestellt, da man doch in der Stadt nicht so wie auf dem Lande auf Schemmeln sitzen konnte; es wurden Tische gekauft, oder diejenigen, die sie gehabt hatten, wenigstens neu angestrichen; man ließ Kommoden machen und einige Schränke; und zu den Vorhängen mußte Margarethe eine Menge der besten und schönsten Leinwand kaufen und zerschneiden. Zu allen diesen neu angekauften Sachen hatte Martin nur zur Hälfte seinen Willen gegeben; allein Margarethe hielt sich

zu

zu genau an Steinerts Rath und bestellte daher statt ein Duzend Stühle, zwei; statt zwei Kommoden, viere — um in jeder Stube eine zu haben; und so wußte sie es mit allem übrigen durch ihre Bestellungen einzurichten. Martin schüttelte zwar ziemlich den Kopf, als er die großen Rechnungen sahe; aber sie lächelte und sagte: „Mein Kind, was wir jetzt kaufen, dürfen wir späterhin uns nicht anschaffen," und so ließ sichs Martin wieder gefallen. — Freudig und mit innerm Wohlbehagen sah' sie alle die neuen Sachen in den Stuben stehn, und betrachtete jeden Vorhang, den sie mit Lenchens und ihrer Tochter Hülfe vestgemacht hatte, eine lange Zeit mit innerer Selbstzufriedenheit. „Nun Aennchen', wie gefällt dirs?" frug sie bei jeder Kleinigkeit, welche ein Beitrag zur Verschönerung des Ganzen war, und Aennchen freute sich mit ihr. Auch störte sie ihren Mann oft in seinen Geschäften, und bat ihn zu kommen und zu sehn, wie allerliebst dies und jenes aussähe. Selbst dann wenn Martin müde von seinen Landreisen nach Hause kam, mußte er erst die gefertigten Dinge besehen; ehe sie sich besann, das Eßen zu bestellen. — Man glaubt nicht wie groß ihre Freude war!

Ob es Mode in Unterbach und in der umliegenden Gegend war, daß man einen Anzugschmauß geben mußte, läßt sich nicht bestimmt angeben; doch ist so viel gewiß, daß Margarethe eines Tages, da sie größtentheils mit der Einrichtung ihres Hauses fertig zu

sein

sein glaubte, ihren Mann frug, ob er wohl dächte, daß sie nun ihren Anzugsschmauß geben könnten? Dies kam ihm ganz unerwartet, und eben durch die Befremdung die er äußerte, wird es wahrscheinlicher, daß Margarethens Anfrage mehr eine Folge der Rathgebungen war, die sie im Steinertschen Hause erhalten hatte, als die Folge einer hergebrachten Gewohnheit. Martins gegründeter Einwurf war, daß dies nur bei vornehmen Personen gewöhnlich sei, und daß sie außer dem Steinertschen Hause keine Bekannten und Freunde hätten, welche sie zum Schmause einladen könnten. „Mein Kind, erwiederte Margarethe, eben dadurch kommen wir in Bekanntschaft. Und dies muß uns ja lieb sein, denn wir wißen nicht, wo uns dieser und jener dienlich sein kann.“ Bekanntlich hatte Martin die Schwachheit, daß er jeden Umstand, der ihm entweder selbst vortheilhaft zu sein schien, oder von andern als nützlich angepriesen wurde, nicht ungebraucht vorbeilaßen wollte. Und daher gab Margarethe, wenn die Beistimmung ihres Mannes zur Erreichung ihrer Wünsche nöthig war, ihrem Vortrage, wo möglich — eine solche Wendung, daß es Martin für gut und vortheilhaft finden mußte, ihre Wünsche zu begünstigen. Bei diesem Vorschlage wollte er jedoch keine Vortheile finden; er meinte vielmehr, daß ihnen dies die Leute als Stolz und Prahlerei auslegen würden. Sie hingegen fuhr fort die guten Folgen aufzusuchen, welche die Sache haben könnte, wobei sie nicht vergaß — daß ihre Tochter

auch durch neue Bekanntschaften gewinnen würde; bis Martin nachgab.

Margarethe hatte auch wirklich darin nicht unrecht, daß sich durch solche Mittel neue Bekanntschaften erwerben laßen, wenn es bloß darauf ankommt, daß man sie machen will. Bei dem Schmause waren außer der Steinertschen Familie, der Herr Kantor Murrhold mit seiner Frau und Tochter — Mamsel Karolinchen, der Herr Kurzbein — ein Advokat, und einige andere.

Man war mehr lustig, als vergnügt. Vergnügt würde man gewesen sein, wenn man sich durch angenehme Gespräche mancherlei Art, durch sittliche Scherze und durch einen mäßigen Genuß der Speisen und Getränke unterhalten und aufgeheitert hätte, bis man nachgerade zu einer allgemeinen frölichen Stimmung gekommen wäre: aber diese Gesellschaft war mehr als vergnügt, — sie war lustig, weil sich ein heftiges Schreien, ein lautes Gelächter, unsittliche Scherze und dergleichen, zu dem unmäßigen Genuß der Speisen, besonders des Weins gesellten. Am meisten zeichnete sich Herr Fritz aus, so daß sein eigner Vater sich wunderte, wie er auf der Universität bei seinem Fleiß dergleichen Nebendinge hätte lernen können.

Martin

Martin und Margarethen wollte dies Betragen eben nicht gefallen. Er fand es besonders sehr anstößig und meinte, daß man eine solche Aufführung unter gesittenen, studirten und gelehrten Leuten nicht finden sollte. Was sollte man vom unwißenden Volke sagen, das zuweilen in den Wirthshäusern die Schranken der Mäßigkeit und eines sittsamen Betragens überträte, wenn solche Herren dergleichen Zügellosigkeit sich erlauben wollten? Margarethe war mit ihm gleicher Meinung; setzte aber am Ende noch hinzu, daß die Herren wohl nicht so lustig würden gewesen sein, wenn sie nicht geglaubt hätten, daß sie gern gesehen würden, und nicht willens wären, beständige Freundschaft mit ihnen zu halten. „Wenn man dies bedenkt mein Kind, fuhr sie fort; so darf man es ihnen auch nicht so gar übel auslegen, daß sie lustig waren; unter Freunden nimmt man es ja nicht so genau, und die Gelehrten sind doch auch Menschen wie andere; sie haben auch Fleisch und Blut."

Außerdem hatte es ihr sehr gefallen, daß die Gesellschaft ihren Mann, Herrn Faktor und sie — Frau Faktorin genennt hatte. Bisher hatte man ihren Mann bloß einen Garnhändler genennt; aber dieser Tittel — Faktor war doch viel schöner; so daß sie um dieses Tittels willen vielleicht noch größere Ausschweifungen von den Herren übersehen oder wenigstens entschuldigt hätte. Bei Gelegenheit machte sie auch ihren Mann darauf aufmerksam,

und bat ihn, daß er sich doch in Quittungen und bei andern Vorfällen als Faktor unterschreiben möchte. Sie selbst aber bemühte sich, besonders bei denen welche ihnen Garn vom Lande brachten, diesen Tittel bekannt zu machen, und in kurzer Zeit hieß Martin Wendel Garnfaktor und Margarethe also, wie leicht zu erachten, Frau Faktorin.

Eine Höflichkeit erfodert die andre, sagt das Sprichwort; und so war es denn auch billig, daß die geladenen Herren den Herrn Faktor nebst Frau und Tochter wieder zu einem von ihnen veranstalteten Schmause baten. Es kamen bald auch verschiedene neue Gevatterschaften hinzu; so daß die Wendelsche Familie sehr oft bei Gastereien und andern sogenannten Ehrengelagen zu finden war, und Martin, dem dies Leben zwar anfänglich nicht gefallen wollte, fand sich nachgerade drein, und wurde bald so lustig, wie die übrige Gesellschaft. Dies gehört jedoch mehr in die Folge der Geschichte.

Man hätte nun glauben sollen, daß die Wendelsche Familie, mit ihrer häuslichen Einrichtung fertig, ein geruhiges und stilles Leben fortan führen würde; sie selbst glaubte es, und der Schmauß war eine Bestätigung dieses Glaubens. Allein zwei unvorhergesehene Fälle ereigneten sich bald hernach, wovon der eine Margarethen und Aennchen ziemlich beunruhigte.

Ohnweit dem Städtchen Unterbach stand in einem angenehmen Thal, welches man den Haargrund nannte, das Schießhaus. Hier konnte man gewöhnlich alle Tage eine Gesellschaft, besonders den Sommer über finden, welche sich theils mit Kegelschieben, theils mit dem Billard oder mit dem bloßen Kartenspiel unterhielt. Da nun Martin durch den Herrn Gevatter Steinert auch mit andern Herrn der Stadt bekannt worden war; so ging auch er zuweilen an diesen Ort, und nahm, da er das Billard nicht verstand und das Kartenspiel ihm zu gefährlich zu sein schien, gewöhnlich Theil am Kegelschieben. Dabei aber hatte er schon einigemal bemerkt, daß man die Köpfe zusammengesteckt, gespöttelt und wohl gar ziemlich deutlich gelacht hatte. Anfänglich glaubte er, daß man irgend einen Gegenstand habe, über den man sich lustig mache, den er nicht kenne; allein in der Folge ward er gewahr, daß er selbst dieser Gegenstand sei. Dadurch wurde er nun in eine nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Als er daher eines Tages mit dem Herrn Gevatter Steinert nach gemachter Erfahrung das Schießhaus verließ; so frug er ihn um Rath, wie er sich aus der Verlegenheit retten könnte. Meister Steinert nahm sogleich die freundschaftliche und vertrauliche Miene und den Ton an, welcher ihm Martins ganzes Zutrauen erworben hatte. Er gestand ihm, daß er auch schon etlichemal die Spötteleien und die heimlichen Reden bemerkt und gesehen hätte, daß sie sich auf ihn

bezögen. Sein wohlgemeinter Rath wäre daher dieser, daß er seine Kleidung ändern und nicht wieder mit dem Rock in die Gesellschaft kommen möchte, den er auf dem Lande getragen habe. Er wiße wohl, daß es auf die Kleidung nicht ankomme; aber man müße sich doch nach dem Geschmack der Leute richten, mit denen man zu thun habe. Nächstdem wäre es gut, wenn er sich entweder eine Perücke machen oder sich frisiren ließe.

Martin hörte Steinerts Rath stillschweigend an und dachte bei sich selbst: — meine Frau hat doch recht gehabt. Sobald er also nach Hause kam, fing er wie von ohngefähr davon an, und äußerte den Willen, seiner bisherigen Kleidung eine andre Form geben zu laßen. Margarethe lobte seinen Entschluß, und in einigen Tagen trug Martin einen Rock, der einen ganz andern Schnitt hatte. Sein schwarzes verschnittenes Haar wurde vollends abgeschnitten und statt deßen eine starkgepuderte Perücke aufgesetzt.

Dies war der eine unvorhergesehene Umstand, der jedoch dem folgenden bei weitem nicht gleich kommt, insofern dieser bald abgethan wurde, und übrigens keine schädlichen Folgen auf Martins Gesundheit hatte. Weit gefährlicher war hingegen der andre; er traf zwei Personen, und hatte nicht nur einen schädlichen Einfluß auf ihre Gemüthsverfaßung, sondern auch auf die Gesundheit ihres Körpers.

Zur

Zur rechten Seite des Hauses, welches Wendel in Unterbach gekauft hatte, wohnte ein Schneider, der viele Kinder — Söhne und Töchter hatte. Indeßen ernährte er sich und seine Familie durch seiner Hände Arbeit, war treu und fleißig in seinem Beruf, und durfte nie über Mangel der Arbeit klagen. Seine Kinder gewöhnte er frühzeitig zur Ordnung und zum Fleiß, und ließ sie alles das lernen, was ihnen zur Fortsetzung ihres künftigen Lebens nöthig und nützlich sein konnte. Jetzt waren bereits alle seine Kinder schon mannbar; die Söhne hatten ein ehrliches Handwerk gelernt, wodurch sie der Welt und sich selbst brauchbar sein konnten, und die Töchter waren, außer der jüngsten, welche ihre alternde Mutter unterstützte, im Dienste andrer, die sie ihrer Treue und Arbeitsamkeit wegen liebten und gut mit ihnen umgingen. Unter andern war die älteste von ihnen, als Kammermädchen im Dienst einer benachbarten Herrschaft. Diese besuchte einmal auf einige Tage, in welchen ein Feiertag einfiel, ihre Eltern. An diesem Feiertage ging dies Mädchen in die Kirche und setzte sich in ihren Familienstand, der zufälligerweise nicht weit von demjenigen war, den Margarethe für ihre Tochter Anna gekauft hatte. Jungfer Aennchen war auch in der Kirche und bemerkte sehr bald — die Tochter ihres Nachbars. Aber welch' ein Anblick! Sie sahe, daß dies Mädchen eine runde Haube trug, die ziemlich hoch war, da sie hingegen bis jetzt nur niedrige Hauben getragen hatte, von

ganz gewöhnlichem Schnitt. Kaum war nun das Lied geendigt, unter welchem sie gekommen war; so fühlte sie schon eine große Hitze in ihrem Gesicht, welche immer mehr zunahm. Ihr Blut kam in die heftigste Wallung, sie fühlte eine Art von Krämpfen, und das Odemholen wurde ihr äußerst schwer. Bis zum Ende der Kirche dauerte dieser mitleidswürdige Zustand fort, und als sie ihr Haus mühsam erreicht hatte, sank sie entkräftet und sprachlos auf einen Stuhl. — In welche Besorgniß und Angst gerieth nicht jetzt das Herz der zärtlichen Mutter! Sie frug sie auf verschiedene Weise, was ihr fehle; ob sie gefallen sei? ob der Herr Pfarr so gar rührend gepredigt habe? und dergleichen: aber auf alle diese Fragen erhielt sie kein — Ja. Erst nach vielen vergeblich angewandten Mitteln fühlte sich Aennchen so weit gestärkt, daß sie ihrer Mutter den bereits angeführten wichtigen Vorfall erzählen konnte. Und eben diese Erzählung war das beste Mittel ihrer Genesung; denn mit jedem Worte nahm ihre Lebenskraft zu. Ihre Wange fing aufs neue an zu glühn, ihr Blut gerieth wieder in den schnellsten Lauf, und ihre Lebensgeister kamen in eine solche heftige Bewegung, daß Margarethe befürchtete, das arme Aennchen möchte in eine neue Entkräftung zurückfallen. Sie wandte daher alles an, um sie zu beruhigen; und dennoch konnte sie es nicht dahin bringen, daß nicht Aennchen etlichemal aufgesprungen, beide Arme eingestemmt und ziemlich bitter vor sich gefragt hätte:

„Wer

„Wer ist sie denn? — Wer ist denn die große Dame? — Eine Schneiderstochter!“

Martin trat eben in die Stube, als die beiden Frauenzimmer noch ziemlich stark mit diesem Gegenstande beschäftigt waren. Neugierig den Grund dieser Erscheinung zu wißen, frug er nach der Ursache, und Margarethe erzählte ihm die Sache. „Wenns weiter nichts ist, erwiederte er drauf, — laß dir auch eine solche Haube machen, und damit gut.“ — Welch' heilsame Worte für beide! Sie waren weit wirksamer, als wenn sie den stärksten Lebensbalsam auf Zucker genommen hätten. Zwar hätten sie selbst auf diesen Gedanken kommen können, aber ihre Gemüthsverfaßung ließ es durchaus nicht zu. Inzwischen blieb ihnen das immer noch sehr anstößig, daß eine Schneiderstochter sich unterstünde, eine solche Haube zu tragen.

Man kann leicht vermuthen, was Nachmittags, als Aennchen mit der Tochter des Herrn Kantor Murrholds, welche Lenchen besuchte, zusammenkam, der Gegenstand ihrer Unterhaltung war. Der Nachtheil aber, welchen diese Begebenheit veranlaßte, bestand darin, — daß Aennchen einige Tage darauf heftiges Kopf- und Zahnweh bekam; Margarethe aber zwei Tage hindurch keinen Appetit zum Eßen hatte, sich öfters übergeben und größtentheils das Bette hüten mußte. Das Schrecken hatte die gute Frau zu sehr angegriffen.

Bei

Bei diesem Vorfall kann man sich nicht enthalten von Aennchen zu fragen: — und wer war denn sie? War sie mehr als eine Schneiderstochter? Wer berechtigte denn sie dazu, auf diese Art von andern Mädchen zu urtheilen? — Der Grund von allem lag in ihrer Erziehung.

Dies war ohngefähr das wichtigste, was der Wendelschen Familie nach ihrem Einzuge in Unterbach begegnete und was sie vornahm. Jetzt war alles nöthige fertig, was ins Haus gehörte. Martin trug eine Perücke und seine Röcke und Westen hatten einen andern Schnitt erhalten. Aennchen hatte vor der Hand nur eine runde Haube, um in die Kirche damit zu gehn; von ihrem übrigen Putz läßt sich nichts sagen, weil sich dieser zu oft veränderte, und bei jeder Aenderung etwas vornehmer wurde. Margarethe aber hatte, als Frau Faktorin, ihren Kleidern ebenfalls eine andre Form geben laßen, und in kurzer Zeit hatte sie auch eine runde Haube, nur nicht so hoch, als Aennchen sie trug.

Uebrigens beschäftigte sich Martin wie gewöhnlich mit seinem Handel, der sich in der That sehr ausgebreitet hatte. Ob die Veränderung seines Wohnorts, sein Nahme — Faktor, und das allgemeine Gerücht, daß er reich sei, dazu etwas beitrugen, ist ungewiß. Die Menge seiner Unterhändler nahm immer mehr zu; und er hatte alle Tage so viel zu

besorgen,

besorgen, so viel Arbeit, daß er sich sehr anstrengen mußte, wenn ihm ein Stündchen zur Erholung übrig bleiben sollte. Um seine häusliche Wirthschaft konnte er sich gar nicht bekümmern; diese war ganz in den Händen seiner Frau und Tochter.

Ganz anders war Margarethens Zustand. Auf dem Lande hatten sich allerlei Beschäftigungen für sie gefunden, welche ihr die Stadt entzog. Mit Besorgung der Küche war sie bald fertig, zumal da sie eine Köchin hatte, welche alle dahin gehörigen Arbeiten größtentheils allein besorgen mußte; und andere Arbeiten, womit sich Frauenzimmer in der Stadt beschäftigen können, hatte sie bei ihrer frühern Lebensart weder gelernt, noch geübt. Sie hatte also viel Langeweile, und diese trieb sie an, öftere Besuche zu geben, um etwas neues zu hören — und sich so die Zeit zu verkürzen. Daß dadurch allerhand unnütze Gedanken, Entwürfe von dem und jenem, und dergleichen mehr in ihrem Kopfe sich erzeugten, versteht sich von selbst.

Mehr als sie war Aennchen beschäftigt; denn sie lernte theils von Steinerts Lenchen, theils in ihrer und Mamsell Karolinchens Gesellschaft das Nähen und Stricken. Dies geschahe nun wohl nicht in der Absicht, um künftig sich nützlich zu beschäftigen; sondern weil sie es bei andern Mädchen sahe und gehört hatte, daß besonders das Stricken zur

vorneh-

vornehmen Unterhaltung gehöre. Außerdem hatte sie dabei das Vergnügen mit Lenchen in Gesellschaft zu sein, und den Herrn Fritz zu sehn, der bisweilen gar allerliebsten Spas machte, worüber sich Aennchen fast zu Tode lachen wollte. Herr Fritz hatte auch oft noch andere Gesellschaft, und wie könnte es wohl da an Unterhaltung und Zeitvertreib fehlen, wenn lustige Herren mit hübschen und muntern Mädchen zusammenkommen. Margarethe wollte Aennchen zwar zuweilen warnen, daß sie sich nicht zu sehr mit Arbeit anstrengen sollte, weil sie bei zu vielem Nähen ihre guten Augen verderben möchte; aber sie hatte einen unwiderstehlichen Hang zur — Arbeitsamkeit, daß sie auch Abends beim Licht ihre Geschäfte fortsetzte, und wohl gar einen Theil der Nacht gern dabei würde zugebracht haben. Wie lächelte oft Margarethe ihrer geliebten Tochter entgegen, auf welche sie nicht nur wie bisher ihrer Schönheit wegen stolz war; sondern nun auch ihrer erlangten und immer mehr zunehmenden Kenntniße wegen stolz sein konnte! — Oft sagte sie zu sich selbst: „Wer hätte es denken sollen, daß sich das Mädchen so gut in die städtische Lebensart finden sollte?“

Sechstes

Sechstes Kapitel.

Während dieser Verwandlung der Wendelschen Familie und ihrer städtischen Einrichtung in Unterbach, hatte das Herz Jakobs und seine Liebe zu Aennchen ihn oft in die Stadt getrieben, um sie zu sehn und ein paar Worte mit ihr zu reden. So schüchtern er auch war; so hielt er sich doch zu vest an die Erlaubniß die ihm Aennchen gegeben hatte, sie besuchen zu dürfen, und benützte dazu jede Gelegenheit. Unter andern war ihm bekannt, daß Martin Wendel in Ebernitz zwei Garnsammler hatte, welche das eingebrachte Garn mittlerweile bis zu einer gewißen Menge in der Stube niederlegten, die Martin beim Verkauf seines Hauses sich ausbedungen hatte. Er brachte daher Martin gewöhnlich Nachricht von den Unterhändlern und von dem Zustande des Handels. Dabei hatte er bisher größtentheils seinen Zweck erreicht, hatte Aennchen gesehn und mit ihr gesprochen, einigemal ausgenommen, wo sie nicht zu Hause, sondern bei Steinerts Lenchen zum Besuch war. Von Martin und Margarethen wurde er immer gut aufgenommen, theils alter Bekanntschaft wegen, theils — weil er Martin nützlich war, und weil Margarethe ihm die neuangeschaften schönen Sachen zeigen konnte, die er nothwendig bewundern mußte. Aennchens Freundlichkeit erinnerte ihn gewöhnlich an ihre Kinderjahre, wo sie zusammen die Schule besucht hatten. Sie wieder-

wiederholte gewöhnlich die Erzählung gewißer Vorfälle, wie sie z. B. einmal im Schnee stecken geblieben wäre; wie sie ihm einmal gebackene Pflaumen hätte geben wollen, aber eines unbemerkten Loches wegen keine in der Tasche gefunden hätte, wie sie dann geweint und geglaubt hätte, Jakob würde nicht mehr mit ihr gehn. — Wäre Jakob nicht so sehr für Aennchen eingenommen gewesen, und hätte ihn die Liebe nicht blind gemacht; so würde er freilich leicht gefunden haben, daß Aennchens Herz ihm nicht mehr gehöre. Er aber glaubte, da sie die Geschichte ihrer ersten Bekanntschaft und ihres frühern Umganges oft wiederholte, daß sie auch jetzt noch seinen Umgang wünsche und ihn liebe, — ob ihm gleich sein Verstand beim Anblick der schönen und vornehmen Sachen, bei den Vorhängen und dergleichen, welche ihn Margarethe zeigte, oft zurief: Aennchen ist für dich zu vornehm, sie wird dich nicht mehr lieben, und wenn sie es auch thut, wenn sie auch dich liebt; so würde ihr doch nun das Landleben nicht mehr schmecken. Sie ist keine Frau für dich — Kurz, Jakob kam oft wieder zur Gespielin seines frühern Lebens, weidete sich an ihrem Anblick und sahe in ihr immer noch das Mädchen, welches als Kind ihm so sehr anhing und ihn liebte.

Einst kam er auch Sonntags nachmittags in die Stadt, und da er fand, daß der Gottesdienst noch nicht geendigt war, so ging er in die Halle

der

der Kirche, um vielleicht auch Jungfer Aennchen darin zu sehn. So sehr er sich aber Mühe gab, so fand er sie doch nicht, bis die Kirche geendigt war und die Leute herausgingen. Er blieb an der einen Ecke des Kirchhofs stehn. Doch — welch' eine sonderbare Empfindung stieg in ihm auf, als er sie auf sich zukommen sah. — Ist das Aennchen? frug er sich selbst. So vornehm geht ja unsers Pfarrers Tochter nicht. Indeßen klopfte ihm das Herz immer stärker und stärker, als sie näher kam, und — weg war alle Bedenklichkeit. Er dachte jetzt weiter nichts, als: — sie wird sich gewiß recht freun, wenn sie mich unvermuthet sieht! — Zufälligerweise war sie mit Lenchen, welche mit ihr ging, so tief in ein Gespräch verwickelt, daß sie den guten Jakob nicht eher bemerkte, als bis er lächelnd seinen Hut abnahm, treuherzig die Hand ihr entgegen streckte und ihr zurief: „Guten Tag Aennchen!" — Wer kann sich das Schrecken groß genug vorstellen, welches durch ihre Glieder fuhr! Wer kennt eine Farbe, welche der ähnlich wäre, die jetzt ihre Wangen überzog. Sie — in ihrem sonntägigen Putze, mit der runden Haube, — sie soll einem bäuerisch gekleideten Menschen auf seinen Zuruf die Hand vor allen Leuten geben? Soll mit ihm sprechen? Nein, das war für ein so schön geputztes Mädchen, für die Tochter eines Faktors zu viel! Mit dem größten Unwillen wandte sie ihr Auge von ihm weg, sprach — so verwirrt

es

es auch sein mochte, mit Lenchen fort, und ließ den guten Jakob mit seinem treuen, liebevollen und aufrichtigen Herzen, betroffen und beschämt stehn. Fast wäre es ihr wieder so gegangen, als vor einiger Zeit, da sie eine runde Haube auf dem Kopfe einer Schneiderstochter erblickt hatte. Nur das vernünftige Zureden ihrer klugen Begleiterin, daß sie dergleichen einem einfältigen Bauer verzeihen und sich darüber nicht kränken müßte, — nur dies konnte sie von der drohenden Gefahr retten. Der gute Jakob aber setzte langsam seinen Hut wieder auf, drehte sich um die Ecke der Kirchhofsmauer herum, und ging mit naßen Augen nach Ebernitz zurück.

Man kann leicht denken, daß er in der Folge nur selten nach Unterbach ging, und daß er — wenn es auch geschah, die Gegend wo das Wendelsche Haus stand vermied. Er fühlte nur zu sehr in seinem Herzen, daß sich Aennchen seiner geschämt und durch seine Gutmüthigkeit beleidigt worden wäre. Daher erhielt auch sein Verstand, der bisher noch zu viel mit seinem Herzen gekämpft hatte, nun die Oberhand. Eine Frau war ihm nöthig, da seine Eltern alt und schwach zu werden anfingen, und er die sämtliche Wirthschaft übernehmen sollte; er machte also Anstalten ein anderes Mädchen zu finden, welches ihm die Hand zur Ehe bieten würde. Bei alle dem aber konnte er sich zu keiner Wahl entschließen, bis

nach einiger Zeit Anna aufs neue die Veranlassung wurde, daß er um die Hand eines Mädchens anhielt.

Seit dem Einzuge der Wendelschen Familie in Unterbach hatte es Aennchen noch nicht gewagt, sich an solchen Orten öffentlich zu zeigen wo sie vielleicht gezwungen gewesen wäre, zu tanzen. Sie hatte zwar auf dem Lande verschiedenemal mit Jakob und andern Jünglingen, selbst mit Herrn Fritzen getanzt; aber die Tänze in der Stadt waren doch so ganz anders, daß sie befürchtete, sie möchte sich lächerlich machen, wenn sie sich zum Tanz verleiten ließe. Hierzu kam, daß ihr der Vorfall mit der Haube und der Auftritt mit Jakob zu tief ins Gedächtniß gedrungen war, als daß sie nicht vorsichtiger hätte werden sollen, um nicht aufs neue einem ähnlichen Schrecken, und seinen schädlichen Folgen ausgesetzt zu werden. Zwar hatte sie dann und wann mit Lenchen gewalzt und hatte sich von ihr einige Arten von Tänzen, welche diese von ihrem Bruder gelernt hatte, zeigen laßen: aber diese Anweisung war nicht hinreichend, daß sie nun auch öffentlich mit einer ganzen Gesellschaft sich in einen Tanz hätte einlaßen können.

Es nahete sich jetzt die Zeit eines Festes, welches für den Städter mit Recht ein Volksfest zu nennen ist, nämlich das sogenannte Vogel- und Scheibenschießen, das sich an den meisten Orten nur auf die

Städte einschränkt. Seiner Entstehung nach möchte dies Fest wohl nicht ein Volks- und Freudenfest heißen, da sein Ursprung tief in der Vorzeit zu suchen ist, wo man vom Feuergewehr noch nichts wußte, und sich vermittelst des Pfeils und Bogens, nebst dem Schwert und andern Wurfmaschienen gegen den Feind vertheidigen mußte: wo an die Errichtung der stehenden Armeen eines Landes noch nicht gedacht war; sondern wo jeder Bürger oder Bewohner der vesten Oerter auch Soldat sein und in den Waffen sich üben mußte. Das Vergnügen war also wohl nicht die Absicht dieser Waffenübungen, sondern — um bei feindlichen Ueberfällen sich, die Seinigen, und seinen Heerd geschickt vertheidigen zu können. Nachher aber, als die Länder durch die Erfindung des Feuergewehrs und durch die Errichtung stehender Armeen, in ganz andre politische Verhältniße kamen, so wurden diese Waffenübungen, nicht mehr wie bisher der Nothwendigkeit, sondern des Vergnügens wegen beibehalten und bis auf unsre Zeiten fortgesetzt. Vereint mit Tanz, Musick und andern Lustbarkeiten sind sie nun mit Recht ein Volksfest zu nennen; das man dem Städter eben so gern erlauben kann, als die Kirmeß dem Bewohner des Landes.

Martin hatte bisher keinen Theil an der Feier deßelben genommen; aber jetzt, da diese festlichen Tage wieder kamen, gab er dem Zureden anderer, besonders derer Gehör, mit welchen er oft im Haar-

grunde

grunde in Gesellschaft war, und ließ sich unter die Schützen aufnehmen. Wer hätte nun aber wohl geglaubt, daß Martin, dem es viel Mühe kostete, mit Feuergewehr umgehen zu lernen, das Glück haben sollte, an diesem Feste der Scheibenkönig zu werden? Doch nicht anders. Seine Kugel traf die Gegend des Mittelpunkts der Scheibe — so wenig es auch Martin selbst gedacht hatte.

„Faktor Wendel ist König! König!“ So tönte es durch die ganze Stadt; besonders aus dem Munde der zahlreich versammelten Jugend. Und wäre Martin auch bisher durch nichts bekannt gewesen, so würde ers doch gewiß jetzt geworden sein. Allein diese Ehre übereilte ihn so, daß er sich ihrer mehr schämte, als freute. Mit niederhängendem Kopfe ließ er sich unter Trompeten- und Pauckenschall und unter Begleitung der Schützenkompagnie in die Stadt einführen; denn es war ihm ganz sonderbar zu Muthe. Die Kette, die um seinen Hals hing und der Kranz, der um seine Hand sich wand, — beide mochten wohl noch nie einen so beschämten König geziert haben. Selbst Margarethen war diese Ehre so ganz unerwartet gekommen, daß sie sich nicht sogleich in ihren Genuß ohne Anweisung und Rathgebung der Steinertschen Familie würde gefunden haben. Sie war jedoch was diesen Punkt betraf, weit gelehriger als Martin, und in kurzer Zeit war sie mit den Zubereitungen

zum Königsschmauße, welcher der hergebrachten Gewohnheit zufolge gegeben werden mußte, fertig und — fühlte nun ganz das Glück der Ehre, welche auch ihr zu Theil ward. Indeßen mischte sich in diese Freude ein Umstand, welcher der Wendelschen Familie unangenehm sein mußte. Weder Martin noch seine Frau und Tochter konnten tanzen; und gleichwohl mußte dies Fest mit Tanz gekrönt und beendigt werden. Martin und Margarethe mußten, so unwißend sie auch hierin waren, den Königstanz eröffnen, fanden aber nachher so wichtige Entschuldigungen, daß sie sich den übrigen schwerern Tänzen entziehen konnten. Dies wollte nun auch Aennchen gleich anfänglich thun; allein es waren so viele Augen auf die Königstochter gerichtet, daß es ihr unmöglich war, zu entschlüpfen. Sie mußte, so sehr sie sich auch sträubte nachgeben und — tanzen. War nun wirklich ihre Unwißenheit, oder war ihr Widerwille daran Schuld; — genug, sie konnte sich in keinen Tanz finden, und statt des Vergnügens, welches sie dabei hätte haben und genießen sollen, empfand sie nichts als Aergerniß und Unzufriedenheit. Gern hätte sie aber dies noch ertragen, wenn nicht ohngefähr gegen das Ende der Lustbarkeit das gute Mädchen in einem raschen Tanze so unglücklich gewesen wäre, vor der ganzen werthen Gesellschaft hinzufallen. Dies war denn vollends die Veranlaßung, daß sie sogleich den Tanzboden verließ, und vor Aergerniß und Schaam eine lange Zeit Thränen vergoß.

Vorjetzt

Vorjetzt hatte zwar Aennchen nichts mehr zu befürchten; denn das Schießfest war geendigt; allein man konnte sehr leicht vorhersehn, daß dies nicht der letzte Tanz gewesen wäre, wozu man Aennchen gezwungen hatte. Sie selbst sahe voraus, daß sie wahrscheinlich noch oft in die Verlegenheit kommen würde; und sollte es auch nicht eher geschehen, als übers Jahr zur Zeit dieses Festes; so geschahe es doch dann gewiß. Sie überlegte daher bei sich selbst, und mit ihren Freundinnen, was sie unter diesen Umständen thun sollte, und das Ende ihrer Berathschlagungen ging dahin, daß sie sich im Tanz müßte unterrichten laßen. Dies war aber eine Sache, die sich zwar bald vornehmen, nur nicht leicht ausführen ließ. Unterbach war nicht groß genug, daß sich hier ein Tanzmeister hätte nähren können, und auch in der Nähe war keiner, welcher zuweilen Stunden gegeben hätte. Ein Schneidergeselle beschäftigte sich zwar wohl nach Maaßgabe der Zeiten und Umstände mit Unterrichtgeben; allein seine Kenntniße waren sehr seicht, und außerdem stieß sich auch Aennchen daran, daß sie sich von einem Schneidergesellen sollte unterrichten laßen. Was wollte sie aber thun? Die Nothwendigkeit machte, daß sie sich entschloß, mit diesem Menschen zu reden, und dann sobald als möglich unter seiner Anweisung die edle Tanzkunst zu lernen.

Seit einigen Wochen lebte auch hier in Unterbach ein gewißer Eckmann, welcher vom hiesigen Postmeister als Schreiber angenommen worden war. Dieser Eckmann war mit Herrn Fritzen auf der Schule gewesen und hatte studiren wollen; allein gewiße Umstände hatten seinen Plan vereitelt und ihn gezwungen, bei einem Advokaten Schreiber zu werden. Bis jetzt hatte er dies Geschäft bei dem und jenem getrieben, und hatte nun die Stelle als Postschreiber angenommen, weil er sich zu verbeßern glaubte. Alte Schul- und Universitätsfreunde wiederzufinden, ist gewiß sehr angenehm; und daher freuten sich beide — Eckmann und Herr Steinert, dem es ohnedies hier in Unterbach an einem Gesellschafter nach seinem Herzen fehlte, gar sehr, einander wiederzusehn und mit einander leben zu können. Ihre alte Freundschaft war in den ersten Tagen erneut und bevestigt, und sobald nur Eckmann ein freies Stündchen hatte; so wandte ers auch an, in Herrn Steinerts Gesellschaft zu sein. Diese Freundschaft aber wirft zugleich ein Licht auf Eckmanns Karakter. Er war an guten Eigenschaften und an brauchbaren Kenntnißen so arm, wie sein Freund Fritz; nur hatte er in so fern Vorzüge vor ihm, daß er in seinem Betragen schlauer und einnehmender war, und von der Natur eine vortheilhaftere Bildung erhalten hatte, obgleich Fritz eben nicht häßlich war. Unter andern hatte Eckmann Gelegenheit gefunden, sich im Tanz zu üben, und war darin vermittelst

seiner natürlichen Fähigkeit und Anlage zu einiger Vollkommenheit gekommen, daß er sogar in seinen vorigen Verhältnißen einigen Unterricht im Tanzen gegeben hatte.

Lenchen fand nicht nöthig aus Aennchens Vorsatz ein Geheimniß zu machen, und sagte es gelegentlich ihrem Bruder zu einer Zeit, wo eben Herr Eckmann zum Besuch zu ihm kam. Es wurde daher in seiner Gegenwart weiter davon gesprochen. Herr Fritz meinte, daß ein Schneidergeselle ihr nichts anders, als Bockssprünge zeigen könnte, und kramte noch ein Weilchen seinen derben Witz bei dieser Sache aus. Durch dies Gespräch aber wurde Herr Eckmann aufmerksamer, frug genauer nach der Bewandtniß der Sache, und sagte endlich, daß er Aennchen im Tanzen hätte unterrichten wollen, wenn sie nicht schon mit dem Schneidergesellen überein gekommen wäre. Fritz hielt dies bloß für eine Fortsetzung der Witzeleien und fügte noch manches hinzu. Indeßen wurde das Gespräch nachgerade ernsthafter; Herr Eckmann versicherte, daß er schon mehreremal den Tanzmeister gemacht hätte und da Lenchen gesagt hatte, daß Aennchen bis jetzt noch nicht mit dem Schneidergesellen gesprochen habe, sondern es nur willens sei, weil sich keine andre Gelegenheit fände; so wurde beschloßen, daß Lenchen mit ihrer Freundin reden und Herrn Eckmanns Dienste ihr anbieten möchte.

Dieser Auftrag war Lenchen eben nicht angenehm. Herr Eckmann gefiel ihr und sie glaubte als die Schwester seines Freundes das nächste Recht auf seine Freundschaft und Liebe zu haben. Ja sie wollte schon bemerkt haben, daß Herr Eckmann auch sie nicht gleichgültig angesehen und mit ihr gescherzt habe. — Und jetzt sollte sie selbst die Mittelsperson zu einer neuen Bekanntschaft für ihn sein? Daß Aennchen schöner als sie sei, konnte sie zwar sich selbst nicht zugestehn; denn wie viele Mädchen sind wohl, die sich selbst nicht für schön halten, und wie viele — welche nicht glauben, daß sie schöner als andre sind? Allein da ihre Bekanntschaft mit Herrn Eckmann noch ganz neu war, so befürchtete sie, und zwar mit Recht, daß Herr Eckmann auch an Aennchen eine Freundin finden möchte, welche mit ihr ähnliche Empfindungen haben würde. Den Auftrag selbst aber konnte sie doch nicht ablehnen, weil sie als seine Freundin ihm behülflich sein mußte, Vortheile zu erlangen. Sie sprach also mit Aennchen, rieth ihr aber auch zugleich, daß sie lieber den Schneidergesellen annehmen möchte, weil Herr Eckmann vermuthlich zu viel für die Stunden verlangen würde. Aennchen hingegen freute sich sehr über diese Nachricht, sprach sofort mit ihrer Mutter, und in einigen Tagen war Eckmann ihr Tanzmeister.

Auf diese Art erhielt sie eine neue Beschäftigung, die sie vorher noch nicht gehabt hatte, und welche —

wider alles Vermuthen, ihr sehr süß und angenehm wurde. Sie dachte sich nämlich in der Folge die Verwunderung der Zuschauer und den Beifall, den man ihr von allen Seiten zollen würde: mehr aber als dies machte ihr der Umgang mit Herrn Eckmann diese Beschäftigung angenehm.

Eckmann hatte wie gesagt, in seinem Benehmen etwas empfehlendes, und war überdies von der Natur in Betreff seines Körpers nicht vernachläßigt worden. Da er nun in der Eigenschaft eines Tanzmeisters in das Wendelsche Haus kam; so suchte er um so mehr seinem Aeußern einen angenehmen und reitzenden Anstrich zu geben, was auf Aennchen und Margarethen keinen geringen Eindruck machte. Wahrscheinlich hatte er anfänglich nicht die Absicht mit Aennchen eine Liebschaft anzufangen; sondern sein schmeichelndes Wesen schien mehr dahin zu gehn, von diesem Hause, das ihm sein Freund Herr Fritz als reich geschildert hatte, Vortheile zu ziehn. Allein der öftere Umgang mit Aennchen, welche allerdings Ansprüche auf Schönheit machen konnte, und besonders die Art des Umgangs, welche ihm sehr viele Gelegenheiten darbot, nicht sowohl Liebe, als vielmehr Wollust in ihr anzufachen; dieser Umgang erweckte nachgerade den Wunsch in ihm, sich wo möglich ganz zum Besitzer von Aennchens Herzen zu machen. Edle Absichten hatte er dabei auf keinen Fall; sondern — theils um nicht bloß als Tanzmeister, sondern zugleich

als Aennchens Liebhaber auf Unkosten der Wendelschen Familie sich wohlzuthun, theils — um seinen wollüstigen Empfindungen nachgerade Genüge zu leisten. Die Verfaßung der Familie und ihre Karaktere gaben ihm selbst Veranlaßung dazu. Er bemerkte sehr bald, daß Martin seiner Geschäfte wegen, wenig und fast gar nicht nach dem fragte, was seine Frau und Tochter unternahmen; er sahe, welch' eine überspannte Liebe und Zärtlichkeit Margarethe gegen ihre Tochter hatte, und daß diese alles was sie wünschte und wollte, von ihrer Mutter erlangen konnte; er sahe ferner, daß Eitelkeit der Hauptzug ihrer beiden Karaktere sei, und endlich entging ihm nicht, daß Aennchen an ihm ein Wohlgefallen finde und seine als Tanzmeister genommenen Freiheiten wohl aufnähme.

Bei diesen Bemerkungen und bei den Maaßregeln, die er darnach genommen hatte, konnte es ihm nicht schwer werden, sehr bald den beabsichteten Zweck zu erreichen: doch richtete er sein Benehmen so ein, daß Lenchens Eifersucht nicht zu viel Nahrung fand; er wußte auch sie durch einige nichtssagende Schmeicheleien zur Freundin zu behalten.

Margarethe war ganz entzückt über die guten Fortschritte, welche ihre Tochter nach ihrer Meinung im Tanzen machte. Und in der That hatte sie in kurzer Zeit alles das begriffen, was ihr der Herr

Sekretair, — so wurde Eckmann gewöhnlich genannt, gewiesen hatte. Als er dann nach einiger Zeit zum Beweise ihrer Geschicklichkeit einen kleinen Ball anstellte, wozu unter andern auch Jungfer Lenchen und Mamsell Karolinchen, nebst Herrn Fritzen gebeten wurden: so erhielt Aennchen von Margarethen zum Beweise ihrer völligen Zufriedenheit eine sehr schöne neue runde Haube für die Sonntage, (sie trug auch schon in den Wochentagen keine andere) nebst einem neuen geschmackvollen Anzuge, wie ihn die neueste Mode verlangte, und der Herr Sekretair erhielt auch außer seiner bestimmten Besoldung ein sehr ansehnliches Geschenk.

Unter andern hatte Margarethe eine besondere Vorliebe gegen den Herrn Sekretair um deswillen gefaßt, weil er ihre Tochter — Mamsell und sie — Madam nannte. „Man sieht's doch gleich einem Menschen an, sagte sie oft, ob er Lebensart besitzt und unter den Leuten gewesen ist. Jeden weiß ein solcher so zu behandeln, wie er's verdient, und erweißt allen die Ehre, die ihnen gebührt.“ — Mit einem Wort: Herr Eckmann war in kurzer Zeit völlig Meister vom Herzen der Mutter und Tochter.

Daß Aennchen nun ganz für den Tanz eingenommen war; wer sollte wohl noch daran zweifeln? Anstatt zu wünschen, daß sie nie öffentlich zu einem Ball eingeladen werden möchte, und daß das

Schießfest

Schießfest nie wieder gefeiert würde, brannte sie jetzt vor Begierde zu tanzen, und sahe dem Feste mit Sehnsucht entgegen. Sie wußte es auch durch ihre Mutter und durch den Herrn Sekretair dahin zu bringen, daß dann und wann einige Lustbarkeiten angestellt wurden, wobei sie die erste Tänzerin war. Freilich hatte sie dabei nicht immer das Vergnügen, nur mit dem Herrn Sekretair allein zu tanzen, da sie auch andern ihre Hand reichen mußte; auch fühlte sie zuweilen das Uebel, welches man Eifersucht nennt, wenn es ihr vorkam, als ob der Herr Sekretair zu viel und zu anhaltend mit einem andern Mädchen tanzte: indeßen überwog die Freude, die sie dabei genoß, allemal die kleinen Mißempfindungen, welche dann und wann in ihr aufstiegen.

So verfloß eine geraume Zeit unter abwechselnden Freudengenuß und unter der süßesten Berauschung der Sinne. Nie kam Margarethen und ihrer Tochter die Reue an, daß sie das Landleben verlaßen hatten. Besonders dankten sie es dem lieben Herrn Sekretair, daß er ihnen die Freuden des Stadtlebens so genießbar zu machen wußte. Er war daher immer in ihrem Hause, ob er gleich Aennchen schon lange keinen Unterricht im Tanzen mehr gab. Allein auch dann, wenn es den Anschein hat, als ob dem Menschen keine Wünsche mehr übrig wären, auch dann noch sieht man ihn bemüht, neue Vergnügungen sich zu verschaffen, und seinen Sinnen durch den Reitz der

Neuheit

Neuheit gütlich zu thun. Und so war's denn auch mit der Wendelschen Familie.

Siebendes Kapitel.

Die Versammlungen im Haargrunde wurden mittlerweile ununterbrochen fortgesetzt. Besonders fanden sich die Herren Steinert, Kantor Murrhold, Kurzbein und Herr Fritz am häufigsten ein, und unser Martin Wendel mußte diese Gesellschaften auch besuchen, ob er es gleich oft ungern that. Er mußte; denn er war mit den Herren schon zu sehr bekannt, und überdies war er dazu verbunden, weil ihn der Zufall zum Scheibenkönig gemacht hatte. Oft mußte er sich von seinen nöthigsten Geschäften, die sich immer mehr anhäuften, losreißen. Doch war es ihm bisweilen ganz unmöglich, zumal an gewißen Tagen der Woche, wo gewöhnlich eine große Menge Unterhändler sich bei ihm versammelte. — Und so waren einst auch drei Tage vergangen, ohne daß Martin einen Schritt aus der Stadt und noch weniger in den Haargrund gethan hatte. Als er daher am vierten erschien, machten ihm die Herren Vorwürfe. Er entschuldigte sich zwar wie gewöhnlich mit seinen Geschäften, und setzte hinzu, daß dies noch oft der Fall sein würde; aber diesmal wollten die Herren seine Entschuldigung nicht Statt finden lassen. Man sprach viel von der Pflicht, sich das

Leben so angenehm als möglich zu machen; sprach von der richtigen Anwendung seines Vermögens, unter welcher man Entziehung von den Geschäften und Aufsuchung des sinnlichen Genußes verstand; man redte vom Rufe eines Geitzigen, in welchen man leicht bei andern kommen könnte, wenn man seine Geschäfte zu ängstlich betriebe und allzu sorgfältig in seinen Verrichtungen sei: — bis endlich Herr Kurzbein unserm Wendel den Vorschlag that einen Schreiber anzunehmen. „Sie können dann, fuhr er fort, ihre Geschäfte noch beßer betreiben, wie bisher: denn zwei Hände bringen doch mehr zu Stande, als eine — und außerdem können sie auch eher auf ein Stündchen rechnen, was ihnen zur Erholung übrig bleibt.“ Dieser Meinung stimmte die ganze Gesellschaft bei, besonders der Herr Gevatter Steinert, und obgleich Martin anfänglich den Kopf schüttelte und sagte, daß es allemal eine gefahrvolle Sache sei, solche Geschäfte wie die seinigen, einem fremden Menschen anzuvertrauen; so mußte er doch allen den scheinbar durchdachten wichtigen Gründen dieser Herren Gehör geben, und ihnen versprechen, so bald als möglich die Sache zur Wirklichkeit zu bringen. Ja man war so gefällig gegen ihn, daß man nachdachte, ob man nicht einen Menschen finden könne, dem er seine Geschäfte sicher anvertrauen könnte. Man fiel auf verschiedene, hatte aber bei allen etwas auszusetzen; bis Herr Kurzbein sich auf einen Menschen erinnerte, welcher seiner Aussage nach

ganz

ganz für ihn sein würde, der Kenntniße habe im Rechnen und Schreiben, und den er, ehe er nach Unterbach gekommen sei, sehr genau gekannt habe. „Ich stehe ihnen dafür, schloß er endlich, sie werden mir Dank wißen, wenn sie diesen Menschen zum Schreiber annehmen.“

Martin überlegte diese Sache noch reiflicher, da er allein war und fand wirklich, daß er sich seine Geschäfte sehr erleichtern würde, wenn er einen treuen Gehülfen finden könnte. Er sprach noch einmal mit dem Herrn Gevatter Steinert, und dieser rieth ihm aufs neue, den Vorsatz auszuführen und den Menschen, welchen ihm Herr Kurzbein vorgeschlagen hatte, anzunehmen. Auch war Margarethe dieser Willensmeinung nicht entgegen, theils weil sie einsahe daß seine Geschäfte für ihn allein zu überhäuft waren, theils weil in dieser Sache etwas lag, wovon sie glaubte, daß es ihr Ansehen vergrößern könnte. Martin bat also Herrn Kurzbein um seine Vermittelung. Dieser schrieb an den Menschen, und erhielt bald die Antwort von ihm, daß er in kurzer Zeit die ihm angetragene Stelle annehmen wollte. Griffert, so hieß dieser Mensch, kam auch wirklich zur bestimmten Zeit an, und wurde Schreiber bei dem Herrn Faktor Martin Wendel.

Auf diese Art war das Hinderniß auf einmal gehoben; welches Martin oft abhielt, an den gesell-

schaft-

schaftlichen Zusammenkünften im Haargrunde Theil zu nehmen. Jetzt kam er gewöhnlich alle Tage, wenn er nicht verreisen mußte, und unterhielt sich bei einer Pfeife Toback mit den Herren, oder schob Kegel; denn mit dieser Unterhaltung war er bisher zufrieden gewesen. Da er aber jetzt die Zusammenkünfte häufiger und fast täglich besuchte; so wurde sie ihm nachgerade zu einfach. Es fanden sich nicht immer Liebhaber zum Kegelschieben, und zur bloßen Unterhaltung im Gespräch fand sich nicht alle Tage etwas neues. Martin ließ sich daher mit den Herren auch ins Kartenspiel ein und sah — daß die Zeit dabei unvermerkt verstrich. Er hielt es für eine neue Quelle des Vergnügens, und bald bekam er eine solche Liebe zu diesem Spiel, daß er in der Folge, wenn auch die übrigen keine Lust dazu bezeigten, ihnen selbst dazu Veranlaßung gab. War Martin glücklich im Spiel, so reitzte ihn der Gewinn zur baldigen Fortsetzung und Wiederholung deßelben; hatte er aber Verlust, so wollte er sich bei der nächsten Zusammenkunft des Verlustes schadlos machen.

Die Erfahrung lehrt, daß jeder gern ununterbrochen der Günstling des Schicksals sein will, und da dies nicht immer sein kann; so sucht man Mittel auf, den entstandenen Unmuth zu verscheuchen. Auch Martin fühlte dies Mißbehagen beim Verlust und — fand das Gegenmittel im Genuß be-

rauschender Getränke, wie dies bei so vielen der Fall ist.

Dem Anschein nach war die Gesellschaft, welche Martin besuchte, von alltäglicher Art, wie man sie in jedem Städtchen und fast in jedem Dorfe findet; allein genauer betrachtet, war sie es nicht. Martins Gesellschafter hatten sehr bald seine leidenschaftliche Begierde zum Spiel mit großem Vergnügen bemerkt, und waren sämtlich entschloßen, ihn bei dieser Leidenschaft nicht nur zu laßen, sondern wo möglich sie noch zu vergrößern. Doch sahen sie auch voraus, daß es für sie nachtheilige Folgen haben könnte, wenn die Absichten ihrer Zusammenkünfte allgemein bekannt würden; sie dachten daher auf Mittel, den übrigen, welche nicht mit ihnen einverstanden waren, ein Blendwerk vorzuhalten, wodurch sie verhindert würden, den wahren Zweck ihrer Zusammenkünfte zu erkennen. Und da Herr Kurzbein, wie die Folge zeigen wird, ganz besondere Absichten auf Martins Vermögen hatte; so schlug er vor, daß sie unter einander eine bleibende geschloßene Gesellschaft errichten wollten, welche unter Gesetzen stünde, und die Vervollkommnung ihres Geistes zum Zweck hätte. Sein Vorschlag wurde angenommen. Er machte Gesetze, die aber von der Art waren, daß er dabei seinen geheimen Zweck, Martin von seinen häuslichen Geschäften abzuhalten und ihn zum Spiel zu locken, erreichen konnte.

konnte. Das Blendwerk, welches er zur Täuschung der andern brauchte, bestand darin, — daß man Zeitungen, Monathschriften und Journale verschreiben, sie gemeinschaftlich bei ihren Zusammenkünften lesen und sich darüber unterhalten wollte. — Martin wurde mit andern getäuscht; bedauerte schon, daß die Freuden des Spiels, wenn nicht aufgehört, doch eingeschränkt worden wären, und eben durch diese scheinbare Einschränkung wurde seine Begierde zum Spiel nur noch vergrößert. — Um der Sache noch mehr Vestigkeit zu geben und die Täuschung zu befördern, nahm man außer Martin noch einige andere aus der Stadt Unterbach in diesen Zirkel auf, von denen man aber ihrer Kurzsichtigkeit und Schwäche des Geistes wegen nichts zu befürchten hatte. So erhielten ihre Zusammenkünfte, welche sie das Verein nannten, ein edles Ansehen, und einen ehrwürdigen Anstrich; die übrigen Bürger der Stadt sprachen mit einer gewißen Ehrfurcht davon, und jeder nahm sich in Acht, der Stube, wo sie versammlet waren, nicht unvorsichtig zu nahe zu kommen. Martin war also nun ein Mitglied des Vereins.

Vater Tobias (Wer denkt nicht gern an diesen liebenswürdigen Greis zurück?) würde wahrscheinlich anders als sein Sohn gehandelt haben. Er hätte mit mehrerer Vorsicht sich zum Mitgliede aufnehmen laßen, oder würde zu Martin gesagt haben: —

„Mein

„Mein Sohn! soll Vergnügen und Ergötzung der Zweck einer Gesellschaft sein, so dürfen nicht solche Mittel statt finden, welche für die Sinne einen schädlichen Reitz haben, sie zu sehr an sich ziehn, und — anstatt dem Körper und der Seele Erholung und neue Kraft zur Berufsarbeit zu geben, sie nur noch mehr schwächen und entkräften. — Soll hingegen irgend ein andrer nützlicher Zweck erreicht werden; so ist es nöthig, Prüfungen von folgender Art anzustellen: — — Kann ich wohl für mich allein, ohne mich den Gesetzen einer Gesellschaft zu unterwerfen, den guten Zweck erreichen und vielleicht mit mehr Freiheit? — Ist der Zweck der Gesellschaft wirklich mir, den Meinigen und der Welt vortheilhaft; oder trügt mich der Schein? — Kann er immer derselbe auch in der Zukunft bleiben, wie er es jetzt ist? — Sind die Mittel, den Zweck zu erreichen, ihm ganz gemäß; oder widersprechen sie der Tugend, der Rechtschaffenheit und den guten Sitten? — Kann ich von allen Gliedern der Gesellschaft einmüthige Wirksamkeit erwarten; oder muß ich befürchten, daß manche von ihnen in der Folge das nicht leisten werden, was sie leisten müßen, wenn der gemeinsame Zweck erreicht werden soll? — Verträgt sich überhaupt die Art der Verbindung mit dem ruhigen Leben anderer Menschen; oder kann dies auf irgend eine Weise gestört werden? — Muß der Zweck der Gesellschaft andern ein tiefes Geheimniß bleiben; wodurch Verdacht, schiefe Urtheile und Miß-

trauen

trauen bei ihnen entstehen können? — Solche Prüfungen mein Sohn müßen nothwendig vorausgehen, ehe wir uns in eine Gesellschaft als Mitglieder aufnehmen laßen, und nur dann werden wir uns vor der Gefahr sichern, welche mit jedem voreiligen Entschluß verbunden ist.“ —

So hätte Vater Tobias die Sache betrachtet.

Bisher hatte Martin Wendel, wie die Geschichte beweißt, seine guten Sitten, seine Rechtschaffenheit und seinen Fleiß größtentheils beibehalten. Seine städtische Kleidung und Perücke ausgenommen, hatte er sich noch nicht so wie seine Frau und Tochter umgeformt, und hatte, mit seinem Handel beschäftigt, keinen Theil an ihren Moden und an ihren häuslichen Einrichtungen genommen. Er war thätig in seinen Berufsgeschäften geblieben, ohne äußere Gegenstände auf seinen Karakter wirksam werden zu laßen. Aber jetzt, da er auf Herrn Kurzbeins Anrathen einen Schreiber angenommen hatte und mit ihm und den übrigen genannten Herren in eine Gesellschaft getreten war, deren Gesetze anzuerkennen er sich anheischig gemacht hatte; jetzt ging eine Hauptveränderung mit ihm vor. Er war nachgerade nicht mehr der thätige Mann, ob er gleich noch seinen Handel, der ihm so viel Vermögen gebracht hatte, selbst fortsetzte; er fand jetzt Wohlgefallen an Gesellschaften, — Wohlgefallen am Spiel und am Trunk.

Mitt=

Mittlerweile hatten aber auch Margarethe und Aennchen ihre Lebensart verändert. Aennchen hatte sich durch ihre Kleidung, ihren Putz und durch ihr übriges Betragen so emporgehoben, (vervollkommnet kann man nicht sagen) daß sie nicht nur völlig unter die vornehmen Frauenzimmer von Unterbach gezählt würde; sondern selbst den andern vornehmen Mädchen zum Vorbilde im Putz und in der Modekleidung überhaupt diente. Der Nahme Jungfer würde jetzt eine Beleidigung für sie gewesen sein: denn sie kannte nun ihre Größe und ihre Vorzüge zu gut, als daß sie nicht durchgängig auf den Tittel Mamsell hätte Ansprüche machen sollen. Ihre Gesellschafterinnen waren zwar noch des Kantor Murrholds Tochter, welche seit einiger Zeit in Unterbach verheirathet war, und Lenchen: sie waren ihr aber nicht mehr die nöthigen Rathgeberinnen wie ehedem; denn dieser bedurfte sie nicht, da sie hinlängliche Kenntniß von alle dem besaß, was zum Putz und zur Modekleidung gehörte; — bei ihr die wichtigste Sache! Andere Freundinnen hatte sie nicht, weil gemeine Bürgermädchen schon zu schlecht für sie waren, und vornehmere als sie, sich zum Theil an ihr Herkommen, zum Theil an ihren übertriebenen Staat, und an den vertrauten Umgang stießen, in dem sie mit dem Herrn Sekretair stand; wenigstens thaten dies letzte einige vorsichtige Mütter. Eben dies — ihr übertriebener Staat, ihre Eitelkeit, ihr Umgang mit Eckmann, war auch der Grund, daß

keiner von den jungen Männern, welche eine Gattin suchten, es wagte, um ihre Hand anzuhalten. Zwar hatten zwei brave Bürgerssöhne die Verwegenheit gehabt, sie zum Weibe zu begehren, aber ihre Verwegenheit war durch eine kurze abschlägige Antwort bestraft worden. — Und dies hatte die übrigen völlig abgeschreckt. Andere schöngekleidete junge Herren mit einem Tittel versehen, waren in Unterbach nicht, und diese würden auch noch vieles an Aennchen vermißt haben, was zu einem vornehmen Leben, oder zum sogenannten hohen Ton gehört. Folglich blieb sie die erklärte Geliebte des Herrn Sekretairs, und dieser durfte es nicht bereuen, daß ers war; er befand sich sehr wohl dabei.

Margarethe hatte zwar andere Gedanken von ihrer Tochter gehabt. Sie hatte geglaubt, weil Aennchen schön wäre, weil sie die Tochter eines Faktors sei, und eine sehr ansehnliche Mitgift erhielte; so würden sich zu Roß und Wagen Liebhaber herzudrängen, um diesen Schatz zu heben. Indeßen suchte sie den Grund ihrer fehlgeschlagenen Hofnung nicht in ihrer verzärtelten Erziehung und in dem Betragen ihrer Tochter; nicht darin, daß Aennchen über ihren Stand sich kleidete, und eine vornehme Mamsell sein wollte: sondern sie fand den Grund derselben blos in der Thorheit der ehefähigen jungen Männer, einen solchen Schatz, wie Aennchen wäre, nicht ins Auge zu faßen; ja selbst in der Schüchternheit

ternheit derselben. „Sie haben nicht Muth genug, — um dich anzuhalten;" sagte sie oft. Der Herr Sekretair gefiel ihr eigentlich am besten; denn er trug Kleider nach der neusten Mode, war wohlgewachsen, wußte sich ganz anders zu betragen als Bürgerssöhne, welche die Verstellungskunst weniger kannten, selbst der Tittel Sekretair hatte für sie nichts unangenehmes: allein der Tittel war mit so geringen Einkommen verbunden, und außerdem hatte der Herr Sekretair keine anderweitigen Kenntniße, daß er im Stande gewesen wäre, eine Frau zu ernähren, und sie standesmäßig im Eßen und Trinken, in Kleidung und bei Ergötzungen zu verhalten; — er war weiter nichts als Postschreiber und konnte heute oder morgen den Abschied bekommen. Doch — sie beruhigte sich mit dem Gedanken, daß Aennchen einmal unvermuthet eine Braut sein würde, wenn sich nur die Schüchternheit der jungen Herrn allmählig verloren hätte. Vor der Hand freute sie sich über die Scherze, welche zwischen Aennchen und dem Herrn Sekretair vorfielen, und über die Unterhaltungen, die sie in ihrer Gesellschaft fand.

Diese Unterhaltungen waren jedoch nicht hinreichend, Margarethen vor der Langenweile zu schützen, da sie unter allen am wenigsten beschäftigt war. Es war also ein Bedürfniß für sie, anderweitige Unterhaltungen und Zeitvertreibe zu suchen. Aber — sie konnte doch auch nicht den ganzen Tag außer dem

Hause in Gesellschaft zubringen, oder Besuche annehmen, weil andere Leute nicht so wie sie, sich den Geschäften entzogen. Es wurde ihr noch so manches Stündchen lang und sie beneidete nicht wenig ihren Mann, der nach geendigter Arbeit ins Verein oder in seine Gesellschaft ging. Wie wohlthätig prieß sie daher das Schicksal, das sich auch in der Rücksicht ihrer annahm!

Herr Kurzbein hatte ehedem in Jena studirt, oder hatte vielmehr — seine Studentenjahre da zugebracht. Schon auf Schulen war er ein Jüngling von schlechten Sitten, sein Karakter blieb hart und unbiegsam, obgleich seine Lehrer weder Fleiß noch Mühe sparten, und sein Verstand wurde wenig gebildet, da er keinen Fleiß auf die Erlernung der Wißenschaften wandte. Da es ihm jedoch bei strenger Aufsicht nicht möglich war, den Hang zu Ausschweifungen sattsam zu befriedigen; so suchte er ihm dann Genüge zu thun, als er den sorgsamen Händen seiner treuen Lehrer entlaßen, auf der Universität Jena völlige Freiheit genoß. Ohne an den Zweck seines Daseins zu denken, und die Kenntniße eines Rechtsgelehrten für sein künftiges Leben zu sammeln, dachte er nur darauf, seine Zeit in lüderlicher Gesellschaft zu verschleudern, und machte sichs zu einem besondern Ruhm, seine ausschweifenden Brüder in ihrer Lasterhaftigkeit zu übertreffen. Und diesen Ruhm erreichte er auch bald. In allen Saufgelagen

war Kurzbein der Anführer und das Muster der andern; in allen — — doch wozu alle die Thorheiten und Ausschweifungen; es ist genug gesagt, wenn man ihn den ersten unter denen nennt, welche ihre Vorbereitungsjahre mit Sittenlosigkeit und mit Ausschweifungen aller Art bezeichneten. Unter andern war er im Hause eines Kaufmanns bekannt geworden, hatte bald Mittel gefunden mit seiner Frau, einem wollüstigen Weibe, in einen vertrauten Umgang zu kommen. Beide sättigten ihre Begierden in schändlicher Unzucht, und ein Knabe war die Frucht derselben.

Von diesem Umgange wußte jedoch Herr Griffert, der Gatte dieses Weibes, noch nichts, und hielt daher dies Kind für sein eigenes. Die Unbändigkeit aber und die zügellose Wollust, welcher sich Kurzbein und dieses Weib überließen, machten, daß Herr Griffert bald darauf ihre Ausschweifungen entdeckte. Er verbot dem schändlichen Verführer seiner Gattin das Haus, und untersagte dieser ernstlich, ihm Gelegenheit zu geben, sie wieder zu sehn. Indeßen war schon dadurch sein häuslicher Friede gestört, denn seine Frau, welche einen beträchtlichen Theil Bosheit besaß, machte ihm das Leben lästig und schwer; und ihre Begierden loderten zu stark auf, als daß sie nicht seinem Verbote hätte zuwider handeln sollen. Beide, Kurzbein und sie fanden bei aller seiner Aufmerksamkeit, dennoch Gelegenheit ihren vorigen Umgang fortzusetzen. Sie wurden

wurden aufs neue entdeckt, und ohngeachtet Herr Griffert die besten und zum Theil auch die glimpflichsten Maaßregeln ergriff, seine Gattin zur Pflicht und Tugend zurückzubringen; so waren doch alle seine Bemühungen fruchtlos. Sie wurde aufs neue von einer Tochter entbunden, und diese Niederkunft war zugleich die Entscheidung ihres Schicksals. Ihr Mann drang auf die Ehescheidung und erklärte zugleich, daß er ihre Kinder nicht für die seinigen erkennen könnte. Auf eine andre Lasterhafte würde dieser Umstand vielleicht gewirkt haben; allein da sie schon zu sehr vom Laster der Wollust beherrscht wurde, und auch außerdem wenig Gefühl für Ehre und Schande hatte: so war sie nicht nur über diese Trennung bald getröstet, sondern freute sich vielmehr über die Freiheit, mit welcher sie nun ihre Ausschweifungen fortsetzen konnte. Kurzbein war ihr beständiger Gesellschafter. Inzwischen war er nicht im Stande, ihr den nöthigen Unterhalt zu geben, den sie für sich und ihre Kinder durch ihrer Hände Arbeit größtentheils hätte verdienen können, wenn sie gewollt hätte: auch war Kurzbein nicht willens für seinen Genuß so große Summen zu verwenden. Sie nahm daher auch anderweitige Besuche von Wollüstlingen an, obgleich Kurzbein der erste unter ihnen blieb. Er selbst wußte durch listige Anschläge und Rathgebungen sie mit vielen Begüterten bekannt zu machen, welche sie dann theils durch den Genuß der Wollust, theils durch andre Ränke bevortheilte und bestahl, und

Kurzbein schwelgte mit ihr von dem ihm zugefallenen und ausbedungenen Theile des Geraubten. Sicher gemacht durch so viele gelungenen Unternehmungen und Ränke, glaubten sie beide, daß ihnen nichts fehl gehen könnte: allein dies beförderte ihren Fall. Ihre Thaten sprachen zu laut gegen sie; sie mußte Stadt und Land räumen, und Kurzbein wurde von der Universität gejagt.

Aechte Freundschaft kann unter Lasterhaften nie statt finden; und dies bewieß sich auch hier. Keines von beiden hatte mit dem andern ein aufrichtiges Mitleid, oder suchte ihm behülflich zu sein, in einen ruhigen und sichern Ort zu kommen: denn die Vortheile, welche sie von einander gehabt hatten, hörten jetzt auf. Kurzbein entschloß sich noch einige Zeit auf eine ausländische Universität zu gehn, um daselbst doch noch etwas von dem zu hören, was er versäumt hatte, da er einsahe, daß er unmöglich bei seiner jetzigen Unwißenheit sein Fortkommen finden könnte: sie aber ging an einen andern Ort, wo sie ihre bisherige Lebensart fortzusetzen im Stande war. Wahrscheinlich hätte sie sich nicht so leicht von Kurzbein getrennt, und würde ihn, als Vater ihrer Kinder vester gehalten haben, wenn sie bei ihm auf Vermögen oder auf erworbene Kenntniße hätte rechnen können. Desto sorgsamer aber war sie, immer Nachricht von seinem Aufenthalt zu haben; damit sie, im Fall daß er vom Schicksal begünstigt würde und ein Amt erhielte, sich

an ihn wenden, und entweder sich als Gattin ihm aufdringen, oder doch wenigstens einen Versorger ihrer Kinder an ihm finden könnte. Kurzbein hätte sich nachgerade gern ihrentwegen unsichtbar gemacht: aber sie wußte immer Mittel, Nachricht von ihm zu erhalten. In fremde Länder zu gehn, dazu hatte er weder Lust und Gelegenheit, noch auch Geschicklichkeit genug, eine Versorgung finden zu können, und zum Soldatenstande war er zu klein und ungestaltet.

Nach Verlauf einiger Zeit verließ er die Universität, und hielt sich mehrere Jahre in Brandenburg auf; allein die Schulden, die hier aufs neue sich angehäuft hatten, nöthigten ihn, diesen Ort wieder zu verlaßen. Er wandte sich nun nach Unterbach, wo er vor allen Nachstellungen sicher zu sein glaubte, und lebte hier, wie wir schon wißen, als Advokat. Mittlerweile war die Griffertin älter geworden, ihre Reitze zur Wollust hatten sich durch ihr schändliches Leben frühzeitig verloren, ihre Kinder verlangten mehr als sonst; — mit einem Wort, sie näherte sich einem Zustande, welcher sie nothwendig völlig an den Bettelstab gebracht hätte, wenn sie nicht andere Maaßregeln ergriffen hätte. Sie wählte daher die Geschäfte einer Putzmacherin, und wußte sich vermittelst derselben nebst ihrer Tochter nothdürftig zu erhalten. Nur die Bedürfniße ihres Sohnes, sein Unterricht, der — so gering er auch war, dennoch Geld kostete, seine Kleidung und andere Nothwendigkeiten

digkeiten — diese wußte sie, die an Ueppigkeit und Verschwendung ohnedem gewöhnt war, nicht ohne viele Anstrengung zu erlangen. Sie suchte zwar durch ihre gewohnte Betrügerei, und durch Verführung solcher Personen, die an ihren übriggebliebenen Reitzen sich begnügen ließen, ihren Zustand möglichst zu verbeßern: aber dieser Mittel konnte sie sich jetzt nicht mehr mit dem Vortheil bedienen als sonst. Ernstlicher als ehedem wandte sie sich nun an Kurzbein und übertrug ihm vorzüglich die fernere Sorge für ihren beiderseitigen Sohn. Aber wie erschrack sie, wie entbrannte sie vor Grimm, als er unvermuthet ohne ihr Wißen von Brandenburg sich entfernt hatte! Alles wandte sie an, ihn zu entdecken, und — auch diesmal gelang es ihr. Man kann leicht denken, welche Vorwürfe und zugleich welche Drohungen der erste Brief enthielt, den er von ihr in Unterbach bekam. Er sahe sich genöthigt, ihrem Willen doch einigermaaßen nachzuleben, suchte ihren Sohn als Schreiber bei einem Advokaten anzubringen und machte ihr übrigens noch anderweitige Hofnungen für die Zukunft.

So war die Zeit bis dahin vergangen, wo unser Martin Wendel sich bereden ließ, auch einen Schreiber anzunehmen. Jetzt glaubte er eine sehr vortheilhafte Gelegenheit gefunden zu haben, nicht nur diesen Griffert gut anzubringen, — denn darum war es ihm eben nicht zu thun; sondern vielmehr durch ihn,

vermittelst

vermittelst seiner ihm eingegebenen Ränke und Anschläge, sich des Wendelschen Vermögens zu bedienen und es wo möglich ganz zu entwenden. Griffert kam auch, wie bekannt, ins Wendelsche Haus und Kurzbein war nun mit der Ausführung des Plans begriffen, wovon seine Veranstaltungen, die er im Haargrunde getroffen hatte, die sichersten Beweise sind.

Ohne daß Kurzbein daran gedacht hatte, kam eines Tages die Griffertin selbst samt ihrer Tochter und ihren übrigen Habseligkeiten nach Unterbach. Kurzbein, so unangenehm ihm ihre Ankunft eigentlich war, faßte sich bald, um so mehr da er aus Erfahrung wußte, daß sie in seine Pläne einstimmen und sie würde ausführen helfen. Er miethete ihr eine Stube und gab vor, daß sie seine nahe Anverwandte sei und sich hier als Putzmacherin niederlaßen wollte. Durch dies Vorgeben blieben seine öftern Besuche ohne Verdacht und sie bekam für sich und ihre Tochter hinlängliche Arbeit.

Eine solche Person hatte in Unterbach noch gefehlt. Groß war daher die Freude über ihre Ankunft bei sehr vielen Frauenzimmern, am meisten aber bei Margarethen und ihrer Tochter. In kurzer Zeit, ja fast in einigen Tagen war Madam Griffert nicht nur im Wendelschen Hause bekannt, sondern schon eine Freundin deßelben. Das Gewebe der Mittel und Veranlaßungen dazu, war so fein und

und zugleich so haltbar, daß das Gegentheil fast nicht gedacht werden konnte. Sie war vorgeblichermaaßen eine sehr nahe Anverwandte des Herrn Kurzbeins, der ein vertrauter Freund und täglicher Gesellschafter Martin Wendels war; sie war die Mutter seines Schreibers; und überdies hatte sie als Putzmacherin schon, hätte sie auch nichts weiter zur Empfehlung gehabt, einen freien Zutritt ins Wendelsche Haus. Konnte sich also ihre Bekanntschaft mit Margarethen und Mamsell Aennchen lange verzögern? Bedurfte es einer langen Zeit, zur Errichtung der Freundschaft unter ihnen?

Als eine Faktorsfrau — glaubte Margarethe, dürfte sie nicht jede Arbeit vornehmen, welche einer andern, ihrer Meinung nach, geringern Bürgersfrau, wohl anstünde, und fühlte daher oft Langeweile. Durch die Madam Griffert aber wurde sie nun um vieles vor derselben gesichert; denn diese beschäftigte sich mit Dingen, welche sie in der Stube verrichten mußte, und wobei sie im Stande war, Margarethens Besuche allezeit anzunehmen und oft zu erwiedern. Ueberdies wußte die Madam Griffert als eine schlaue und listige Person, welche bereits mit so vielen Menschen aller Art umgegangen war, durch ihre Unterhaltung Margarethens schwaches Herz ganz an sich zu ziehn und nach ihrer Willkühr durch Schmeicheleien zu beherrschen. Außer der Arbeit welche sie für das Wendelsche Haus beständig hatte,

und die ihr am besten bezahlt wurde, hatte sie noch so viele Vortheile von diesem Hause, daß sie ihre Bekanntschaft mit demselben nicht bereuen durfte. Sie lebte größtentheils von dieser Familie und lebte gut.

Achtes Kapitel.

Als sich Jakob nach Angabe des sechsten Kapitels von Aennchen verachtet sah, und trüben Herzens um die Ecke sich herumdrehen und nach Ebernitz zurückgehen mußte; erkannte er nachgerade die Nothwendigkeit, sein Herz von der Liebe und Sehnsucht nach Aennchen völlig zu befreien. Er dachte schon auf dem Heimwege nach, welches Mädchen in und um Ebernitz diese wichtige Stelle in seinem Herzen einnehmen könnte; denn es war nothwendig für ihn, eine Wahl dieser Art zu treffen. Er fand einige, mit welchen er ein stilles und zufriedenes Leben zu führen glauben konnte: aber wenn sich sein Herz auf eine besonders einschränken sollte, so fand er immer noch Hinderniße. Er forschte noch eine lange Zeit und frug sein Herz oft, ob es sich dieser oder jener öffnen könnte, ohne seinem Zweck ganz nahe zu kommen. Die einmal eingewurzelte Liebe zu Aennchen machte ihm — so wenig er es selbst glaubte, seine Forschungen schwer und mühsam. Indeßen war er doch bei seinen Beobachtungen und bei seinem Nach-

denken

denken gewöhnlich bei Dorchen stehen geblieben. Dies Mädchen war die Tochter des Schulmeisters zu Ebernitz, hatte sich schon frühzeitig in ihrer ersten Jugend durch Sanftmuth, Friedfertigkeit und Nachgeben vor allen andern ausgezeichnet, und war in ihrer Erziehung von ihren Eltern nicht vernachläßigt, weder durch eine zu große Strenge verschloßen und boshaft, noch durch Verzärtelung eigensinnig, weichlich und eitel gemacht worden. Sie hatte alle Kenntniße, die zu einer ländlichen Wirthschaft unumgänglich nothwendig sind; aber auch solche Begriffe, die sie weit über die andern Mädchen des Dorfs erheben; nur zeichnete sie sich nicht durch eine besondere Schönheit des Körpers aus, ob es ihm gleich nicht an Regelmäßigkeit fehlte. Dieses Mädchen war jetzt bereits mannbar, hatte aber mit andern Mädchen und Jünglingen nicht viel Umgang, theils weil sie nicht wie andre ihre Geschäfte in Gesellschaft verrichtete, theils weil sie von vielen geselligen unschuldigen Vergnügungen zurückbleiben mußte, da sie eines Schulmeisters Tochter war. Dies war denn auch der Grund, daß ihre guten Eigenschaften nicht so allgemein bekannt waren, und daß daher auch Jakob sie nicht genau kannte.

Ohne seine Absichten zu verrathen, suchte er Gelegenheit näher mit ihr bekannt zu werden, und diese fand er bald. Dorchens Vater hatte immer einige gute Bücher in Bereitschaft, welche er theils

selbst

selbst las, theils andern zum lesen mittheilte, wenn sie ihn darum baten. Dieses Vorwandes bediente sich Jakob, ging zu dem Schulmeister Friedberg, der einst auch sein Lehrer gewesen war und bat sich ein Lesebuch von ihm aus. Vater Friedberg hatte eine herzliche Freude über seinen Besuch und machte ihm Vorwürfe, daß er seit seinen Schuljahren nicht zu ihm gekommen sei, da er doch wüßte wie er ihn als Knaben geliebt und ihn seiner Sittsamkeit und seines Fleißes wegen andern vorgezogen habe. Jakob hatte sein Buch sehr bald durchgelesen, kam wieder und las im kurzen Friedbergs vorräthige Bücher alle durch. Mittlerweile hatte er nun Dorchens Denkart näher kennen gelernt und gefunden, daß sie des allgemeinen Lobes würdig sei. Mit edler jungfräulicher Sittsamkeit und mit holder Sanftmuth — die so viel über das Herz des Menschen vermag, begegnete sie ihm gewöhnlich und Jakob mußte gestehen, daß man mit solch' einem Weibe glücklich leben könnte. Hierzu kam, daß sie durch ihr Aeußeres, durch ihre Mienen, Geberden und Kleidung sich nicht vor andern hervorthun und beßer als sie sein wollte; sie war gerade das Gegentheil von Aennchen.

Jakob würde ohnstreitig nicht gesäumt haben, eine Anfrage bei Vater Friedberg Dorchens wegen zu thun, wenn nicht sein Herz sich immer noch zu sehr mit Aennchen beschäftigt hätte. Ob er gleich seltener nach Unterbach kam und die Gegend wo Aennchen

wohnte,

wohnte, sorgfältig vermied; so suchte er doch allemal durch gleichgültig scheinende Fragen sich nach ihr zu erkundigen, und hielt sich dadurch von einer Zeit zur andern auf, einen vesten Entschluß zu faßen. Noch lange würde er in dieser Unentschloßenheit geblieben sein, wenn er nicht auf eine wiederholte Nachfrage in Unterbach, Aennchens gänzliche Veränderung in ihrem Betragen und ihrer Kleidung und besonders ihren auffallenden Umgang mit Eckmann erfahren hätte. Der gute Jüngling weinte herbe Thränen auf seinem Heimwege, daß er für seine redliche und ungeheuchelte Liebe solch' einen bittern Lohn empfangen mußte. Doch — es waren die letzten Thränen, die er weinte.

Noch an dem nämlichen Tage ging er zu dem Prediger von Ebernitz, der ein eben so thätiger Christ und rühmliches Vorbild seiner Gemeine, als ein treuer und sorgsamer Lehrer derselben war. Obgleich sein ehrwürdiges Ansehen und die grauen Haare, die sein ruhmvolles Alter bezeichneten, jedem der zu ihm kam eine gewiße Schüchternheit einflößten: so entwich sie doch gewiß gleich beim ersten Wort, welches über seine Lippen floß; denn Güte und Wohlwollen waren die Begleiter alles deßen, was er sagte. Diesen ehrwürdigen Greis frug Jakob, ohne zugleich seine bisherige Liebe zu Aennchen zu gestehen, um Rath, ob Dorchen eine Frau für ihn sein könnte, und ob ers wagen dürfte, um sie bei

ihren

ihren Eltern anzuhalten? Ein heiteres Lächeln verbreitete sich über das Gesicht des Greises und er sprach: „Mein Sohn! Ohne Bedenken lobe und billige ich deinen Entschluß. Du findest in diesem Mädchen eine treue Gattin; so wie ich von dir hoffe, daß du ein eben so treuer Gatte ihr sein wirst. So viel ich weiß, ist ihre Hand noch frei; sie wird sie dir wahrscheinlich geben und dann nimm sie und — zieh' hin!“

In einigen Tagen kam Jakob zum Vater Friedberg. — „Du willst gewiß wieder ein Buch haben?“ rief er ihm gleich bei seinem Eintritt entgegen. Ja Herr Schulmeister, erwiederte Jakob, wenn eines vorhanden ist, so nehme ichs mit Dank an. — „Es thut mir leid, fuhr jener fort, daß ich dir diesmal nicht dienen kann; ich habe noch keine Gelegenheit gefunden andre zu bekommen, und die ich habe, hast du schon alle gelesen. Ich wüßte nicht was ich dir neues geben sollte.“

Jakob. O ja Herr Friedberg; ich wüßte wohl noch was neues, was ich noch nicht gehabt habe: aber ich glaube, sie werden mirs nicht geben wollen.

Friedberg. (Sieht seine Bücher an.) Nicht geben wollen! Hm, hm, ich wüßte doch wirklich keins, was du nicht schon gehabt hättest. — Sage mir doch, welches du meinst?

Jakob. (Schlägt die Augen nieder.) Unter den Büchern die sie da stehen haben, ist es nicht. Es ist — — —

Friedberg. Ja mein Sohn, außer diesen habe ich keine. Meiner Tochter habe ich zwar ein paar geschenkt, welche von Einrichtung einer guten Wirthschaft handeln, und wie sich ein Frauenzimmer bilden soll, um eine vernünftige, einem Manne brauchbare und nützliche Ehegattin zu werden; aber diese Bücher kannst du nicht meinen, sie würden auch für dich nicht eben nützlich zu lesen sein.

Jakob. (Immer noch mit niedergeschlagenen Augen; indem er die Fasern von seinem Hute abliest.) Ich wollte es ihnen wohl nennen, Herr Friedberg, wenn sie mirs nur nicht übel nähmen. Es ist kein Buch, was ich gern haben möchte.

Friedberg. Nun was ist es denn? Du weißt ja, daß ich alle deine Bitten bisher zu erfüllen gesucht habe. Ueberhaupt kommst du mir heute ganz sonderbar vor. Hast du etwa ein Unglück gehabt, woran du Schuld bist, und willst du einen guten Rath von mir haben? Offenherzig Jakob, sage mir was du auf dem Herzen hast. Du siehst, wir sind allein; meine Frau und Tochter sind auf dem Felde.

Jakob. (Sieht ihn mit forschendem und schüchternen Blick an, nähert sich ihm und reicht ihm die Hand.) Herr Friedberg! versprechen sie mirs mit der Hand, daß sie mirs nicht übel nehmen wollen, wenn ichs ihnen sage?

Friedberg. Höre Jakob, ich werde böse, wenn du länger zögerst! Mit einem Wort, sage was du hast und sei versichert, daß ich dir mit Rath und That beistehen will. (Reicht ihm die Hand.)

Jakob. Es wird ihnen nicht unbekannt sein, daß meine Eltern das stärkste und beste Bauergut hier in Ebernitz besitzen. Ich kann seinen Werth wenigstens auf vier tausend Thaler schätzen. Ein solches Gut will aber einen Besitzer haben, der Kräfte und Munterkeit hat, damit alles in seiner Ordnung gehen kann und nichts liegen bleibt. Sie können daher leicht denken, daß es meinen Eltern schwer wird, das Gut ferner zu bewirthschaften, da sie immer älter und älter werden, und ihre letzten Tage in Ruhe zubringen wollen.

Friedberg. Schon lange habe ich mich gewundert, daß du das Gut noch nicht angenommen hast. Du bist ja der einzige Sohn und bist in den Jahren, wo du der Wirthschaft vorstehen kannst.

Jakob. Sie haben recht, und gewiß würde es schon geschehen sein, wenn ich nicht zugleich bei

meiner

meiner Wirthschaft eine Gattin nöthig hätte, welche in Lieb' und Eintracht mit mir leben wollte und mit Verstand dem Hauswesen vorstehen könnte.

Friedberg. Warum hast du dir nicht ein Mädchen gesucht? Bei deinem Vermögen, bei deiner körperlichen Bildung und guten Aufführung würdest du gewiß eine Gattin gefunden haben, wenn dirs ein Ernst gewesen wäre.

Jakob. Es scheint nicht schwer zu sein und ist es doch. Ich weiß ein Mädchen, und glücklich würde ich sein, wenn ich ihre Hand erhielte; aber sie und ihre Eltern werden vielleicht meine Wünsche nicht erfüllen wollen.

Friedberg. Du scheinst nicht Muth genug zu haben. Hast du das Vertrauen zu mir, so sage mir deine Gedanken; vielleicht kann ich dir einen guten Rath geben. Kenne ich das Mädchen?

Jakob. O ja sie kennen sie. (seufzt) — Es ist ihre Tochter, Dorchen.

Friedberg. Wie? was? Meine Tochter? (Schüttelt den Kopf.)

Jakob. Ja Herr Friedberg! Ihre Sittsamkeit und ihr gutes tugendhaftes Herz haben den

Wunsch in mir erregt, sie zur Gattin zu haben, wenn Dorchen selbst und sie als ihr Vater — mir ihre Hand nicht versagen.

Friedberg. (Der ihn starr angesehen hat.) Ich kann von dir beynahe nicht glauben, daß du mit mir alten Manne scherzen wolltest, — du bist zu ehrlich dazu; und doch kann ichs auch nicht für Ernst annehmen, was du mir jetzt sagst. Du bist eines reichen Landmanns Sohn, der in kurzer Zeit selbst Besitzer des besten Guts in Ebernitz werden wird, — und meine Tochter ist arm. Ich habe für sie bei meinem dürftigen Einkommen nichts sammeln können, um ihr eine Mitgift zu geben, welche deinem Vermögen angemeßen wäre; alles was sie von mir hat, besteht in einer solchen Erziehung, welche ich für die beste hielt. — Mit einem Wort Jakob, es sei dein Ernst oder Scherz, ich finde daß meine Tochter keine Frau für dich ist. Denke nur was deine Eltern sagen würden?

Jakob. Wenn ich ihnen aber nun sage, daß ich keine Frau suche, welche weiter nichts als Geld hat. Die Haupteigenschaften worauf ich bei meiner Wahl sehe, sind einzig und allein — Liebe und veste Treue, Tugend und Religion und eine hinlängliche Kenntniß von alle dem, was zur Führung einer Wirthschaft nothwendig ist. Alles übrige, Geld, Schönheit und dergleichen — ist nur Nebensache,

und kann meine Wahl weder befördern noch verhindern.

Friedberg. Ich bewundere deine edle Denkungsart, und hätte dir nie solche richtige Einsichten zugetraut, wenn ich sie nicht selbst aus deinem Munde gehört hätte. Aber mein Dorchen — — nein, nein Jakob, das ist keine Frau für dich.

Dieser Wortwechsel dauerte noch eine lange Zeit fort. Jakob suchte alles hervor, um Herrn Friedberg von seinem vesten Vorsatz zu überzeugen, und besonders davon, daß seine Eltern ihm völlige Freiheit ließen, und diejenige zu ihrer Schwiegertochter annehmen würden, welche er sich erwählt hätte. Friedberg aber hatte so viele Einwendungen, die Jakob widerlegen mußte; daß sich das Gespräch fast bis zu Dorchens Heimkunft ausdehnte. Endlich versicherte Friedberg, daß er ihm seine Tochter geben wollte, wenn ihr eignes Herz dazu geneigt sei. Wie froh war Jakob über diese Zusage: aber wie besorgt zugleich, daß Dorchen seine Hand ausschlagen würde.

Frau und Tochter kamen vom Felde zurück. Kaum hatten sie den Jakob bewillkommnet, als Friedberg zu ihnen sagte: „Ich habe euch beiden eine wichtige Entdeckung zu machen. (Wie klopfte Jakobs Herz voll Erwartung!) Unser Jakob, den ihr hier vor euch seht, ist ein Brautwerber. Es

verlangt

verlangt nämlich einer unserer Bekannten dich meine Tochter zum Weibe, und hat ihm den Auftrag gegeben, es mir vorzutragen. Er hat seine Bewerbung sehr gut angebracht und ich habe ihm unter der Bedingung, wenn du nichts dagegen hättest, mein Jawort gegeben. Der, welcher dich zum Weibe begehrt, ist jung und wohlgebildet, hat Vermögen und ein redliches Herz das dich liebt. Hast du wohl Neigung ihm deine Hand zu geben?“ — Dorchen, auf deren Gesicht seit einiger Zeit eine ungewöhnliche Bläße sich gezogen hatte, wurde bei diesen Worten blutroth; und da sie ihrem Vater antworten sollte, drängte sich ein Seufzer aus ihrer Brust, ihre Augen fielen auf Jakob und sie sprach: „„Mein Vater, wie kann ich die Neigung meines Herzens gestehen, da ich nicht weiß, wer mich zum Weibe begehrt? Doch muß ich bekennen, daß ich jezt zu keiner Heirath mich werde entschließen können.““ — „Da haben wirs Jakob, rief Vater Friedberg, es war mir wohl so bei deinen Worten, als sollte ich dir sagen: meine Tochter will nicht heirathen. (Zu Dorchen.) Da ich dir aber doch schon so viel gesagt habe; so will ich dir wenigstens den nennen, für welchen Jakob um dich angehalten hat. Es ist des Freibauer Reichels einziger Sohn, Jakob genannt.“ — Mutter und Tochter riefen jezt beide zugleich: — „„Jakob selbst? ?““ und Dorchen fiel in die Arme ihres Vaters und verbarg ihr glühendes Angesicht in seiner Brust. —

Jakob,

Jakob, welcher in diesem Augenblick wohl nicht wußte auf welcher Stelle er stand, erklärte sich Dorchens stummes Hinsinken an ihres Vaters Brust nicht zu seinem Vortheil. Friedberg hingegen wurde bei der Bewegung und dem Ausruf seiner Tochter sogleich gewahr, daß ihr Herz für Jakob gestimmt sei. — „Was fehlt dir meine Tochter, sagte er: schämst du dich vielleicht, daß du den Liebhaber und Brautwerber in einer Person erblickst?“

Durch die genauere Auseinandersetzung der Umstände, welche nun Friedberg über sich nahm; durch das erneute Anhalten Jakobs, der allmählig wieder zu sich selbst gekommen war, und überhaupt durch das allgemeine Gespräch, welches nachgerade unter ihnen allen entstand, — fand es sich am Ende, daß Jakob schon längst in Dorchens Herzen geliebt worden war. Nur aus jungfräulicher Schaam und bei dem Gedanken, daß sie als ein armes Mädchen Jakobs Gattin nicht werden könnte, hatte sie diese Liebe zu ihm in ihrem Herzen verschloßen und die Leiden derselben im Stillen erduldet. Man denke sich daher das Entzücken, welches nun Jakobs und Dorchens Seele durchdrang, und die Freude, welche der gute Vater Friedberg mit seiner Gattin empfand. Er konnte sich nicht enthalten bei den Freudenthränen der Mutter, auch aus seinen Augen die Zeugen der süßesten Rührung des Herzens fließen zu laßen. —

Einen solchen Abend hatten Dorchen und Jakob, — einen solchen hatten sie alle noch nie genoßen, als der heutige war.

Der Tag ihrer völligen Vereinigung wurde bald vestgesetzt. Er kam und mit ihm der Lohn, welchen gute und rechtschaffne Seelen erwarten können. Jakob wurde ganz glücklich durch die Liebe seines Weibes, und Dorchen würde mit jeder Umarmung ihren Mann noch mehr noch inniger geliebt haben, wenn ihre Liebe eine höhere Stuffe der Vollkommenheit hätte erreichen können. Er übernahm zugleich das Gut von seinen Eltern, welches in guter Ordnung verwaltet worden war, und von keiner Schuldenlast gedrückt wurde. Allein durch seine besondern Kenntniße in der Haus- und Feldwirthschaft verbeßerte er es noch mehr und sahe bald ein, wie viel beßer es sei, eine kluge — verständige Frau zu haben, welche einer Wirthschaft mit Einsicht vorstehen kann; als mit einer solchen verbunden zu sein welche — stolz auf ihr eingebrachtes Vermögen, sich für berechtigt hält, nur gute Tage zu genießen, oder mit andern Worten, sich der Bequemlichkeit und Faulheit zu überlaßen. Ob sie gleich ihrer Kenntniße wegen viele Vorzüge vor andern hatte, und jetzt die Besitzerin des besten Guts in Ebernitz war: so würde man es doch nie aus ihren Mienen, Geberden und besonders aus ihrer Kleidung haben muthmaaßen können. Die Sanftmuth und Bescheidenheit, welche

sie als Mädchen so schätzbar machten, erhoben ihren Werth als Gattin noch mehr; denn diesen Tugenden blieb sie treu. Sie kleidete sich reinlich und ihrer Bestimmung gemäß; aber nie suchte sie dadurch zu glänzen, und Neid und Mißgunst bei ihren Nachbarinnen zu erwecken. Sie hielt die Kleidung für das, was sie ist, nämlich für ein Bedürfniß des menschlichen Körpers, nicht für ein Zeichen der Hoheit, der Größe, der Vollkommenheit und Schönheit: doch sahe sie zugleich ein, daß eine sittsame, einfache und prachtlose Kleidung nicht nur weit mehr empfehlendes habe, als eine üppige; sondern daß sie zugleich ein Beweiß sei von der richtigen und wohlgeordneten Denkart des Menschen überhaupt, besonders aber des weiblichen Geschlechts.

Diese selige Eintracht, welche das Herz Jakobs und seines Weibes zu gleichen Wünschen und Absichten leitete, eröffnete ihnen zugleich die Bahn, zum reinsten Genuß ihres Lebens. Mit Zufriedenheit — mit einem heitern Sinn sahen sie jedem neuen Tage entgegen, und mit Ruhe des Herzens blickten sie auf ihn zurück. Bei einem Leben dieser Art war es also ganz natürlich, daß Jakob oft seinen vorigen Zustand, da er sein Dorchen noch nicht zum Weibe hatte, mit dem gegenwärtigen verglich, und bei sich selbst nachdachte, wie es jetzt sein würde, wenn Wendels Tochter seine Gattin geworden wäre.

Schwer

Schwer wurde es ihm nicht einzusehn, daß er mit ihr dies gegenwärtige Glück nicht genoßen hätte; er dankte oft an Dorchens Seite der Vorsehung, daß sie seine erste Liebe nicht begünstigt, und seine Wünsche unbefriedigt gelaßen hatte: doch konnten diese und andere ähnliche Gedanken die Theilnahme nicht hindern, welche er immer noch an Aennchens und ihrer Eltern Schicksal nahm. Er sprach selbst mit Dorchen von ihnen und beide seufzten oft über die Sorglosigkeit, mit welcher sich die Wendelsche Familie den Händen habsüchtiger Menschen überließ. Sie bedauerten den Verlust oder vielmehr die Unterdrückung ihrer guten Gesinnungen durch niederträchtige und schaamlose Verführer. Jedesmal wenn Jakob nach Unterbach kam, hörte er Neuigkeiten von dieser Familie, welche ihren guten Ruf immer mehr und mehr schwächten, und dies that seinem guten Herzen weh. „Wer es ihnen nur recht sagen, recht deutlich vorstellen könnte, dachte er oft bei sich selbst, vielleicht würden diese verblendeten Menschen ihren Verführern kein Gehör mehr geben; vielleicht könnten sie gerettet werden und in ihren vorigen Zustand wieder zurückkommen.“ — Ja diese herzliche Theilnahme war so groß, daß sie ihn bisweilen im Genuß seines ehelichen Glücks störte und ihn mit Nachdenken beschäftigte, wie und auf welche Art und Weise der Wendelschen Familie geholfen, oder wie sie wenigstens gewarnt werden könnte, um sich nicht in noch größere Gefahren zu stürzen.

Gewöhn-

Gewöhnlich — wenn er mit seiner Frau über diesen Gegenstand sprach, war ihr Rath der, daß er entweder selbst zum Faktor Wendel gehen, oder ihn einmal nach Ebernitz zum Besuch bitten möchte, um mit ihm von ganzem Herzen zu reden. Allein Jakob fand daß dieser Rath nicht zu befolgen wäre. Er wußte daß er den Faktor entweder in Gesellschaft oder bei seinen Geschäften finden würde, wo er sich nicht gern stöhren ließ. Hierzu kam, daß er sich eine verächtliche und höhnische Aufnahme von Aennchen und Margarethe versprach, oder daß sie doch sehr neugierig sein würden, was er mit Martin zu sprechen habe. Ihn nach Ebernitz zu bitten, wollte sich auch nicht thun laßen, denn wenn Margarethe und Aennchen es erführen, wohin er ginge, so würden sie es ihm entweder widerrathen, oder sie würden, wenn er die freundschaftlichen Warnungen ihnen mittheilte, nur darüber spötteln. Nach langem Hin- und Herdenken entschloß sich Jakob zum Prediger zu gehen, und nicht nur mit ihm über diese Sache sich zu besprechen, sondern ihn auch zu bitten, an den Faktor Wendel ohne Nahmensunterschrift zu schreiben. Diesen Entschluß billigte Dorchen und Jakob ging.

Der würdige Mann empfing ihn mit der Liebe und väterlichen Güte, die er bekanntlich allen erwieß und da Jakob sagte, daß er ihm ganz im geheim etwas vorzutragen habe, nahm er ihn mit sich auf

seine Stube, wo er schon so manches zum Wohl seiner Gemeine durchdacht und gesprochen hatte. Kaum hatte Jakob den Nahmen Wendel genannt, als der Prediger Heilfeld zu ihm sagte: „Mein Sohn, schon oft habe ich über den gefahrvollen Weg geseufzt, welchen die Wendelsche Familie betreten hat, und auf dem sie noch mit so vieler Sicherheit weiter geht. Welch' ein Unterschied zwischen ihrem ehemaligen und jetzigen Zustande! Mit welcher Freude und mit welchem Dank zu Gott habe ich sonst, als der rechtschaffne Tobias Wendel noch unter uns lebte, diese Familie andern zum Muster dargestellt! Und was ist sie jetzt? Eitelkeit und Hoffarth, Ueppigkeit und Verschwendung, Völlerei und ein ausschweifendes Leben wohnen bei ihr. Durch Verführer ist sie dahin gekommen, wo sie jetzt ist, und — wollte Gott! daß sie nicht noch weiter käme. O mein Sohn! alles was du mir von ihr sagen willst, weiß ich schon. Alles habe ich erfahren und oft nachgedacht, ob kein Mittel zur Rettung für sie vorhanden sei.“

Jakob theilte ihm unverzüglich seine Meinung mit, der Wendelschen Familie ein Warnungsschreiben zuzuschicken, und gestand dem Pastor Heilfeld, daß die Erfüllung seiner Bitte, die Absicht seines Besuchs sei. „Auch daran habe ich schon gedacht, fuhr dieser fort, nur hinderte mich immer der Gedanke an der Ausführung meines Vorsatzes, daß eine schriftliche Warnung in die Hände der gottlosen Verführer kom-

men

men würde, welche dann den besten Rath als eine Beneidung des Glücks auslegen würden, welches die Wendelsche Familie dem Anschein nach genießt. Da du indeßen auch auf den Gedanken gekommen bist, und ich ihn als einen sichern Beweiß deines guten Herzens, und deiner uneigennützigen Theilnahme an den Umständen dieser Familie betrachte: so will ich ohne jemandes Wißen, meinen wohlmeinenden Rath und meine Warnungen für die gefahrvolle Zukunft schriftlich aufsetzen, und sie dem Faktor Wendel bei der ersten Gelegenheit zusenden."

Herzlich freute sich Jakob über das Versprechen des Herrn Pastors. Er hatte seinen Zweck auf die Art — wie er glaubte, schon erreicht, und daher hielt er sich bei dem nachfolgendem Gespräch nicht lange auf; sondern eilte nach Hause, um die fröhliche Nachricht seinem Weibe zu überbringen. Es war ihm schon jetzt, als hätte er mit Hülfe einer Fackel einem verirrten Wandrer, welcher aus Unbekanntschaft mit dem Wege, bei finstrer Nacht in einen Sumpf gerathen war, das Leben gerettet. So gewiß war er in seinen Erwartungen; so gewiß glaubte er, daß dies Mittel die Wendelsche Familie, wenn nicht ganz aus ihrer gegenwärtigen Lage bringen, doch zuverläßig für die Zukunft sichern würde.

Da der Prediger Heilfeld ihm versprochen hatte, den Brief vor seinem Abgange ihm vorzulesen; so

waren kaum einige Tage verfloßen, als Jakob wieder zu ihm kam. Zu seiner großen Freude fand er ihn fertig, und so wie er seine Predigten anhörte, so aufmerksam war er auch bei Vorlesung des Schreibens. Der Prediger las:

Lieber Herr Faktor Wendel!

Ohngeachtet Sie bei diesem gegenwärtigen Schreiben, weder den Ort seiner Entstehung, noch den Verfaßer deßelben angezeigt finden: so können Sie dennoch versichert sein, daß die reinste Freundschaft und die ungeheucheltste Liebe die Bewegungsgründe und Veranlaßungen dazu gewesen sind. Der Inhalt dieses Briefes muß Ihnen selbst der augenscheinlichste Beweiß davon sein, wenn Sie ihn mit einem eben so unbefangenem Herzen lesen, als das Herz deßen ist, welcher ihn schrieb. Die Ursache der Weglaßung des Nahmens und Orts, liegt bloß in der Ungewißheit, wie er von Ihnen aufgenommen werden möchte.

Die geheiligte Religion Jesu befiehlt uns — Theil an dem Wohl und Weh unsrer Brüder zu nehmen, und dies um so mehr, je näher wir mit ihnen durch die verschiedenen Verhältniße des Lebens — durch Verwandtschaft und Freundschaft, oder vermöge unsers Berufs und Standes dazu verbunden sind. Ich als Verfaßer dieses Briefes und mit mir zwei andere gute und redliche Menschen, sind Ihre aufrichtigen

richtigen und warmen Freunde und also Theilnehmer an Ihren Schicksalen: eben diese Freundschaft aber ist zugleich eine Rechtfertigung der Art und Weise, wie wir unsre Theilnahme an den Tag legen, und warum wir es gerade zu einer Zeit thun, wo Sie es am wenigsten vermuthen.

Allerdings ist bei den Aeußerungen der Freude oder des Mitleids über die glücklichen und traurigen Begegniße unsers Nächsten eine hinlängliche Kenntniß von seinem Zustande vorauszusetzen und außerdem — gereinigte und richtige Begriffe vom wahren Glück und Unglück des menschlichen Lebens. Widrigenfalls würden wir uns über ein Glück unsers Mitbruders freuen, welches kein Glück wäre, was uns bloß durch den Schein betrogen hätte und wobei wir also mehr unser Bedauern und Mitleid äußern sollten: im Gegentheil würden wir da unser Mitleid zeigen, wo wir uns freuen und der Vorsehung über die Begegniße danken sollten. Ich der ich dies schreibe, glaube eine solche hinlängliche Kenntniß von Ihrem ehemaligen und jetzigen Zustande zu besitzen: außerdem habe ich vermöge meines Berufs und meines langen Aufenthalts in dieser Welt meine Begriffe von Glück und Unglück durch Nachdenken und Erfahrungen zu berichtigen und aufzuklären gesucht. Ich bin ein Augenzeuge vom Zustande Ihrer Familie gewesen, als sie sich noch in Ebernitz aufhielt; ich habe Ihren redlichen und musterhaften Vater Tobias Wendeln gekannt;

kannt; ich weiß welche Harmonie und Eintracht in seinem Hause herrschte, wie er sich befleißigte seine Pflichten gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen sich selbst gewißenhaft zu erfüllen, wie er in der Ausübung derselben sein Glück fand, und wie er die Seinigen durch Belehrung und Beispiel zum Genuß dieses Glücks führte; ich weiß welche edle Grundsätze in seiner Seele herrschten, und wie er durch sie alle und jede Ueppigkeit dieses Lebens, Eitelkeit und Hoffarth, Zerstreuungen in ungesitteten Gesellschaften, und jede Berauschung der Sinne vermied: aber ich kenne auch den gegenwärtigen Zustand Ihrer Familie, vermittelst des Rufs in welchem sie steht, und vermöge der sichern Nachrichten, welche ich von ihr erhalten habe.

Was meine Begriffe von Glück und Unglück in dieser Welt betrifft; so habe ich mich zufolge der Belehrungen der Religion, zufolge meines Nachdenkens und meiner Erfahrungen überzeugt, daß der Reichthum, ohne gehörige und zweckmäßige Anwendung, das Hervorthun vor andern durch Tittel, beßere Kleidung, glänzenderes Hausgeräthe und beßere Speisen und Getränke, und der ununterbrochene Genuß sinnlicher Vergnügungen und Lustbarkeiten — nicht das Glück des Lebens allein ausmachen. Eben so wenig halte ich das für ein Unglück in dieser Welt, nichts mehr zu haben, als sein hinreichendes Auskommen; in der Stille und im Verborgenen für sich, für die Seinigen, und selbst für die Welt ohne daß sie es

weiß

weiß zu arbeiten; zierliche Kleider und kostbare Geräthschaften, ja selbst viele Bequemlichkeiten zu entbehren; nur mit einer sättigenden Kost vorlieb zu nehmen; und keinem kostspieligen Vergnügen beiwohnen zu können, sondern nur an den Ergötzungen, welche, uns die einfache Natur unentgeltlich darbietet. Wäre jenes das wahre Glück und dieses hingegen ein Unglück; so müßten alle Großen dieser Erde, alle Reichen und Vornehmen die einzigen glücklichen sein. Kein Seufzer dürfte in ihrer Brust mehr schlummern, oder je laut werden; keine Unzufriedenheit dürfte ihre Stirne falten; Heiterkeit müßte stets aus ihrem Auge lachen und Ruhe des Herzens in allen ihren Mienen sichtbar sein. Im Gegentheil müßten wir bei denen, die sich nicht zu ihnen zählen können, nur Gram und Kummer im bleichen Gesichte lesen und Thränen in ihren Augen sehn; wir hörten nichts als Klagen; nie den Laut des frohen Herzens, nie die Stimme der Freude. — Aber ist es denn so in der Welt? Nein! Oft wohnt das Glück in der verborgenen Hütte und der Gram und das Elend im glänzenden Pallast.

Der Grund oder die Quelle des wahren Glücks liegt in der Rechtmäßigkeit unsrer Handlungen, welche wir allerdings durch Reichthum, Ehre und durch andere äußere Dinge freier, wirksamer, allgemeiner und umfaßender machen können. Ist aber die Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit unsrer Gesinnungen und

Handlungen nicht schon vorhanden; so wird uns Reichthum und Ehre kein Ersatz dafür sein und uns unmöglich glücklich machen können. Sie sind vielmehr dann die größten und schädlichsten Verführer, weil wir durch ihren Reitz geblendet, das in ihnen zu finden glauben, was uns fehlt. — Doch nun näher zum Zweck meines Schreibens.

Es soll daßelbe ein deutlicher Beweiß sein von der Theilnahme, welche einige Ihrer Freunde mit ächtem, redlichem Herzen an Ihren Begegnißen nehmen. Dem Anschein nach ist hier nun die Frage ganz überflüßig: ob sich unsre Theilnehmung durch Freude oder Mitleid äußern soll? Wer söllte die jetzige Verfaßung Ihres Hauses nicht glücklich nennen? da sich Ihr Handel immer mehr und mehr verbreitet; Ihre Einkünfte sich vergrößern, — da Sie in der ganzen Stadt im Ansehen stehn und zu den Vornehmen derselben gezählt werden? Wer sollte Sie nicht glücklich nennen; da Sie Bequemlichkeiten mancherlei Art genießen, modische und geschmackvolle Geräthschaften besitzen, Ihre Arbeiten durch Hülfe eines andern sich erleichtern können, und im Stande sind, täglich einige Zeit in Gesellschaften und bei Ergötzungen zuzubringen? Ich frage noch einmal: wer sollte Ihr Haus nicht zu den glücklichen zählen, da Ihre Gattin und Tochter keinen mühsamen Arbeiten ausgesetzt sind; da sie alle ihre Wünsche befriedigen können, in Betreff schöner Kleider und in

Hinsicht

Hinsicht gesellschaftlicher Unterhaltungen; und endlich — da besonders Ihre Tochter vermöge ihrer körperlichen Schönheit und als die alleinige Erbin Ihres sämtlichen Vermögens sich nicht ängstlich nach einem Gatten sehnen darf?

Blieben wir nun, so wie es gewiß die meisten Ihrer Bekannten thun werden, hierbei allein stehen, sähen wir weder zurück auf den ehemaligen Zustand Ihrer Familie, noch auf den zukünftigen, und verbänden wir nicht mit diesen Betrachtungen unsere bereits schon mitgetheilten Begriffe von der Glückseligkeit dieses Lebens: so müßte allerdings die Aeußerung unserer Theilnahme — Freude sein. Allein wundern Sie sich nicht, lieber Herr Faktor, wenn Sie bei uns das Gegentheil finden; wenn wir Ihnen gestehn, daß Mitleid und Bedauern über den Zustand Ihrer Familie sich in unserm freundschaftlichen Herzen regt, und wir Ihnen jetzt nachgerade unsere Besorgniß sowohl, als unsere Warnungen schriftlich mittheilen.

Schon damals, als Sie noch mit Ihrer Familie in Ebernitz lebten, verbreitete sich Ihr Handel sehr zu Ihrem Vortheil, und einen noch größern Umfang erhielt er nach Ihrem Einzuge in der Stadt. Allerdings mußte dadurch auch Ihr Einkommen zunehmen, so daß Sie sich jetzt mit Recht zu der bemittelten Menschenklaße zählen können. Nun lehrt die Erfah-

rung, daß sich uns bei zunehmenden Reichthum Menschen zugesellen, die sich vorher entfernt von uns hielten; daß sie unter der Larve der Freundschaft und einer vorgeblichen besondern Neigung sich uns nähern, und durch Schmeicheleien und Lockungen mancherlei Art in unserm Herzen sich vestzusetzen suchen. Ich weiß zwar von Ihnen, daß Sie keinen Hang zur Gesellschaft haben, da Ihnen durch die Erziehung Ihres Vaters edle Grundsätze eingepflanzt wurden, und daher den ersten Lockungen solcher Menschen, welche aus Eigennutz Ihre Freundschaft suchten, wenig Gehör gaben. Aber diese Zurückhaltung war geringer bei Ihrer Frau und Tochter. Unbekannt mit den Schlingen boshafter Menschen, unbekannt mit der Welt überhaupt, hielten sie beide jede Aeußerung der Freundschaft für wahr, nahmen diese Menschen auf und brachten auch Sie allmählig in ihre Gemeinschaft. — Ja Sie — geliebter Freund, sind mit Menschen umgeben, welche nur auf der Stirn das Zeichen der Freundschaft tragen; in deren Herzen aber eine unersättliche Begierde herrscht, an Ihrem Vermögen Theil zu nehmen, und wo möglich es ganz an sich zu reißen. Ich würde in meiner freundschaftlichen Offenherzigkeit zu weit gehen, wenn ich jene Menschen alle nennen und ihren Karakter einzeln schildern wollte. Genug, wenn ich Sie versichere, daß die Freunde Ihres Hauses nicht die redlichen und uneigennützigen Gesinnungen in ihren Herzen haben, welche ihr Mund lügt, und daß sie bald oder spät ihre

wahren

wahren Absichten verrathen werden, sobald nur eine vortheilhafte Gelegenheit sich ihnen darbieten sollte. Unterwerfen Sie also diese Menschen — wir bitten Sie mit liebevollem Herzen darum, einer sorgfältigern Prüfung; sein Sie behutsamer in Ihren Geständnißen und vorsichtiger in der Anvertrauung solcher Dinge, die mehr oder weniger Einfluß auf Ihren Vermögenszustand haben.

Das Ansehen unter den Menschen oder die Ehre ist ferner ein Gegenstand, worüber ich Ihnen einige vertraute Worte sagen will. — Sie kann allerdings nebst dem Reichthum, wie ich schon oben sagte, ein sehr brauchbares Mittel werden, mehr Gutes zu thun und den Umfang unserer edlen und tugendhaften Handlungen größer und wirksamer zu machen. Soll aber Ehre dies wirklich leisten, so muß sie nicht in solchen Dingen gesucht werden, welche ihr mehr entgegenstehn, als sie befördern, und der Trieb nach ihr darf nicht aus Eitelkeit und Hoffarth; sondern aus dem edlen Gefühl unsrer vom Schöpfer verliehenen Würde, oder aus dem edlen und rechtmäßigen Stolze entstehen, den jeder Mensch — als Mensch haben soll und muß. Unsere wahre Ehre müßen wir in der Veredlung unsers Herzens suchen, in der möglichst richtigen Erfüllung unserer Pflichten, und in der besten Anwendung unserer geistigen und leiblichen Kräfte; wodurch wir zu unserm Wohl und zum Wohl der Menschheit im Ganzen den uns gebührenden

Theil

Theil beitragen. Beurtheilen Sie nun hiernach Ihr bisheriges Bestreben nach Ehre und Ansehen, besonders das Bemühen Ihrer Frau und Tochter. Werden Sie Uebereinstimmung finden? Werden Sie nicht gewahr werden, daß besonders diese letzten ihre Ehre in Kleinigkeiten suchen, im Putz, in modischen Kleidern, in Titteln und dergleichen? Sehen sie nicht bei der Wahl ihrer Gesellschafter und Freunde mehr auf den äußern Glanz, auf ein geziertes Wesen, welches sie Artigkeit nennen, und auf den Rang, in welchem sie bei andern stehn; als auf fromme und tugendhafte Gesinnungen? Glauben Sie mir auf mein Wort, lieber Freund, daß man alle die Ehrenbezeigungen nicht als einen gebührenden Zoll ansieht, den man Ihrem vorzüglich guten Karakter schuldig ist: sondern man betrachtet sie als eine hergebrachte Gewohnheit sich so oder anders gegen Personen zu betragen, welche Vermögen und Tittel besitzen. Das Ansehen also und die Ehre, die Sie zu besitzen glauben, besitzt eigentlich nur Ihr Geld und etwa noch der Tittel — Faktor. Wie leicht aber verblendet eine solche sich zugeeignete Ehre den Menschen? Wie geneigt ist er, die Veranlaßungen dazu in sich selbst zu suchen? Und wie leicht entsteht in ihm eine zu hohe Meinung von seinem vorzüglichem Werthe, welche der Ausbildung und Verbeßerung seines Herzens und seines Wandels die größten Hinderniße entgegenstellt? Ich rede hier immer beziehungsweise auf Ihre Frau und Tochter, da Sie selbst weniger geneigt sind, sich

im Besitz einer solchen Ehre zu sehn, und mehr aus Zuneigung zu den Ihrigen einen Weg mit ihnen gehn. Am meisten verblenden die Schmeicheleien schlechtdenkender Menschen Ihre gute Tochter, und gerade sie ist der Gefahr am meisten ausgesetzt. Sie hat von der Natur einen wohlgebildeten Körper erhalten; und dies trägt nicht wenig dazu bei, die Meinung von sich selbst zu erhöhen, da sie es weiß, daß sie schön ist, und von ihrer Mutter nicht nur in diesen Begriffen bestärkt wird; sondern von ihr selbst aus allzugroßer Zärtlichkeit und Liebe dieser Schönheit wegen Schmeicheleien und Lobeserhebungen erhält. Wie leicht kann es einem listigen Verführer gelingen sich ihrer Eitelkeit zu bedienen, um dadurch allmählig Wollust bei ihr zu erwecken, und sie dann elend und unglücklich zu machen! — Verkennen Sie mich ja nicht, lieber Freund, und glauben sie nicht, daß diese Ausdrücke Folgen gehäßiger Gesinnungen sind, oder daß ich ihre bevorstehende Gefahr zu übertrieben schildere. Ich wollte Ihnen noch mehr sagen, wenn ich nicht befürchten müßte, daß ich zu weitläuftig würde, und nicht den Vorsatz hätte, noch etwas von Ergötzungen und sinnlichen Vergnügungen zu reden. Nehmen Sie aber dies wenige als eine freundschaftliche Warnung auf, und suchen Sie es möglich zu machen, daß die Begriffe von Ehre und Ansehen bei Ihrer Gattin und Tochter berichtiget werden.

Ich würde sehr menschenfeindliche Gesinnungen verrathen, und würde verdienen, daß Sie unwillig mein Schreiben aus der Hand legten; wenn ich dem geschäftigen Menschen keine Erhohlungsstunde, keine Ergötzungen gönnen, und Ihnen anrathen wollte, jedem Vergnügen was Ihre Kräfte stärken kann zu entsagen. Ich würde die größte Unwissenheit und eine gänzliche Unbekanntschaft mit der menschlichen Natur an den Tag legen, wenn ich dergleichen Gesinnungen äußerte. Vorausgesetzt also, daß es uns erlaubt ist, Ergötzungen zu suchen und zu genießen; so ist dabei nur die Frage in Erwägung zu ziehn: Worin besteht die eigentliche Beschaffenheit der Ergötzungen; und wie muß ich sie genießen, wenn sie mir Vortheile gewähren sollen? — Ich verstehe unter Ergötzung eine Unterbrechung unserer Berufsgeschäfte, vermöge welcher wir durch eine angenehme und leichte Bewegung des Körpers die Kräfte deßelben stärken, und unsre Seele durch Betrachtung erfreuender Gegenstände aufheitern. Fordern Sie hier nicht von mir, daß ich Ihnen die Arten der Ergötzungen anführen soll; sie sind zu verschieden, der Raum würde mir ihre Berechnung nicht gestatten, und überdies kommt es auch nicht auf die Schilderung derselben im einzelnen an. Nur darauf hat man zu sehn, daß sie mit unserm Stande, unserm Vermögen, unserer Arbeit, und mit der Zeit im Verhältniß stehn, und daß sie den Vorschriften der Religion und Tugend gemäß sind.

Der

Der Vornehme und Reiche kann andere Ergötzungen genießen; als der Mann im niedrigen Stande und der Arme, deßen Familie mit ihm in Dürftigkeit lebt. Der welcher vermöge seiner Berufsgeschäfte alle Stunden des Tages genau eintheilen muß, kann weit weniger Zeit zu Ergötzungen bestimmen; als der, deßen Geschäfte von seiner Willkühr abhängen. Weit nöthiger sind dem die Erholungen des Geistes und Körpers, deßen Arbeiten viele Anstrengung der Kräfte erfordern; als dem, welcher leichte Arbeiten verrichtet. Alle Ergötzungen aber müßen der Religion und Tugend gemäß sein. Folglich dürfen sie nicht von der Art sein, daß ich den Geber alles Guten dabei vergeße; sie dürfen nicht zum Schaden und Nachtheil meines Mitmenschen geschehen und mir selbst kein Hinderniß in der Ausübung des Guten und in meiner Vervollkommnung sein. Nie müßen sie meine Sinne so berauschen, daß ich dadurch der Herrschaft über sie verlustig werde; dürfen in keiner Beschäftigung bestehn, welche — anstatt meine Kräfte zu meinen Berufsarbeiten zu stärken, sie nur mehr schwächen und verringern; und überhaupt müßen sie mir nie wichtiger werden, als meine angewiesene Arbeit, weil mich sonst bei dieser Unmuth und Eckel quälen werden.

Erlauben Sie mir nun Ihre und Ihrer Familie Ergötzungen hiernach zu beurtheilen. Ich weiß daß Sie sonst Ihre Erholung in Gottes freier Natur

suchten,

suchten, oder die kurze Zeit welche Ihnen von Ihren Berufsgeschäften übrig blieb, in irgend einer erlaubten und gesitteten Gesellschaft zubrachten, an die Sie nicht gebunden waren: und diese Ergötzungen waren nicht nur ohne Nachtheil für Sie; sondern nöthig zur Stärkung Ihrer Kräfte. Allein seit einiger Zeit besuchen Sie oft ja täglich eine Gesellschaft solcher Personen, von welchen man allgemein nicht das beste Urtheil fällt. Und obgleich unter ihnen das Spiel, ich meine das Karten= und Glückspiel, nur eine kleine Nebenbeschäftigung genennt wird; so scheint es doch eigentlich die Hauptsache zu sein. Sie sind zufolge meiner erhaltenen Nachrichten schon so sehr für daßelbe eingenommen, daß Sie Ihre Arbeiten eiligst zu beendigen suchen, um nur wieder zu dem Genuß zu gelangen, welchen Ihnen daßelbe gewährt; ob Sie gleich oft beim Verlust Ihres Eigenthums Unzufriedenheit empfinden, die Sie vermittelst berauschender Getränke wieder zu verscheuchen suchen, und oft dabei ganze Nächte aufopfern, die Ihnen Gott zur Ruhe gab. — Fragen Sie nun geliebter Freund, — fragen Sie, ob dies ein löblicher und rechtmäßiger Genuß der Ergötzungen sei? Nach dem was ich oben gesagt habe, kann ichs nicht dafür halten. — Wollte ich aber auch die Unrechtmäßigkeit nicht in Erwägung ziehn; so scheinen Sie doch der Gefahr ausgesetzt zu sein, — durch die von ihren vorgeblichen Freunden gelegten Fallstricke, um Ihr Vermögen zu kommen. Ich will mich hier mit

meinen

meinen Muthmaaßungen nicht weiter wagen: sondern will mit diesem Fingerzeig, deßen Sie sich zum weitern Nachdenken bedienen können, hiervon abbrechen, um noch etwas weniges von den Ergötzungen Ihrer Frau und Tochter zu reden.

Ihre Frau wurde allerdings durch die Vertauschung des Landlebens mit der Stadt, aus dem gewohnten Gange ihrer Geschäfte herausgerißen: sie hatte keine Beschäftigungen mehr, womit sie ihre Zeit ausfüllen konnte, theils weil sie zu den städtischen Geschäften nicht erzogen war, theils weil ein gewißes Vorurtheil, daß sich ihre bisherigen Arbeiten nicht für die Stadt schickten, sie von vielen Beschäftigungen abhielt. Der natürliche Trieb aber — thätig zu sein, der uns allen eigen ist, und das Misbehagen der Langenweile machten ihr gewiße Unterhaltungen und Zeitvertreibe nothwendig. Und diese Unterhaltungen hat sie leider auch in der Gesellschaft solcher Personen gefunden, welche ihre Vorurtheile, ihre Eitelkeit und besonders ihre unbegränzte Liebe zu ihrer Tochter, zu ihrem eigenen Vortheil gebrauchen und hingegen zum Schaden Ihrer Frau. Ich könnte daher sagen, daß sie jetzt beinahe blos für Ergötzungen lebt, und — o welchen Gefahren ist der Mensch ausgesetzt, welcher sinnliche Vergnügungen zum Hauptzweck seines Lebens macht! Ihre Tochter ist zwar mehr beschäftigt, allein blos mit solchen Dingen, welche

theils

theils die hergebrachte Gewohnheit in der Stadt eingeführt hat, um nicht ganz müßig zu gehn, theils welche bloß und allein den Putz und die Mode in der Kleidung zu Hauptgegenständen haben. Durch diese Beschäftigungen aber macht sie sich auf keinen Fall für ihr künftiges Leben geschickt, um einst die Gattin eines Mannes zu werden, welche ihrem Hauswesen wohl vorzustehen weiß, und die Kenntniße besitzt, ihre Kinder mit Weisheit und Klugheit zu erziehen; sondern sie bringt damit nur ihre gegenwärtigen Jahre hin, von denen sie weiter nichts sagen kann, als daß sie sie für ihre Sinne angenehm durchlebt hat. Ich gestehe Ihnen, theurer Freund, daß es mir weh thut, wenn ich höre, daß Ihre Tochter so sicher auf ihren jetzigen Wegen dahinwandelt, und daß Sie und Ihre Gattin diese Sicherheit nicht gewahr werden, sie nicht aufmerksamer auf ihre Verhältniße und ihre zukünftige Bestimmung machen. — Am gefährlichsten für sie scheint mir der Umgang mit dem Postschreiber zu sein. Dieser Mensch hat weiter keine besondern Eigenschaften, wie ihn die allgemeine Sage schildert, als einen wohlgebildeten Körper und die Fertigkeit, sich durch Schmeicheleien und Höflichkeitsbezeigungen angenehm zu machen. Außerdem hat er noch einige Kenntniß vom Tanz. Sollten Sie denn aber nichts mehr von einem Manne fordern, dem Sie sorglos Ihre Tochter anvertrauen? Sollte Ihre Gattin nicht im voraus Beweise seines rechtschaffnen Karakters

rakters, seiner edlen Grundsätze, und besonders Beweise seiner Herrschaft über sich selbst haben; ehe sie ihm dies mannbare Mädchen, voll jugendlichen Feuers, zu einsamen Spaziergängen, zu Tänzen wo ihre Leidenschaften noch mehr aufgeregt werden, und zu andern Gesellschaften zur Führung überlaßen kann? Wenn ich auch glauben wollte, daß Sie ihn bei Ihrem Handel aufnehmen und durch die Hand Ihrer Tochter glücklich zu machen gedächten: so sollten Sie doch mehr auf wesentliche Vorzüge, auf Tugend und Edelmuth sehen, und besonders auch auf Thätigkeitsliebe. Doch — hier müßte ich eine Erklärung von seiner Seite und eine Bewerbung voraussetzen können; davon aber schweigen meine Nachrichten: und eben um deswillen bin ich mißtrauisch und besorglich, daß er keine edlen und guten Absichten, keine reine Liebe zu Ihrer Tochter, ja selbst nicht den Wunsch habe, sie zu besitzen; sondern nur die Absicht — Vortheile vermittelst dieses Umganges zu erhalten.

So gern ich Ihnen hier noch manches sagen wollte und könnte, so sehe ich mich doch genöthigt, mein ohnedies langes Schreiben nicht noch länger zu machen. Läge mir und Ihren wahren Freunden das Wohl Ihrer Familie nicht so sehr am Herzen; so würde ich weniger weitläuftig gewesen sein. Allein diese uneigennützige Theilnahme rechtfertigt mich nicht nur meiner Weitläuftigkeit wegen, sondern auch wegen

gen meiner offenherzigen und ungeheuchelten Sprache. Ich haße jede Falschheit, jede Schmeichelei, in welchem Gewande sie auch erscheinen mag, am meisten dann, wenn dadurch das Glück eines Freundes gehindert oder geschwächt, und hingegen sein Unglück befördert und vergrößert werden könnte. Möchte doch jede Wahrheit, jedes freundschaftliche Wort dieses Schreibens eine sorgfältige Aufnahme in Ihrem Herzen finden und Sie überzeugen, daß wir uns mit Recht nennen

Ihre
ächtgesinnten Freunde.

Jakob sprang voller Freuden von seinem Sitz auf, nahm die Hand des Herrn Pastor Heilfelds und drückte sie mit Inbrunst an sein Herz. Mit den sichtbarsten Zeichen der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, dankte er ihm für die Bemühung, welche ihm das Schreiben gemacht hatte, versprach ihm sich dafür erkenntlich zu beweisen und eilte nach Hause, um seinem Dorchen den Inhalt des Briefes im Auszuge zu wiederholen. Der Herr Pastor Heilfeld aber fand bald Gelegenheit, dies Schreiben an seine Bestimmung zu befördern, ohne daß Martin Wendel wußte, woher und von wem daßelbe kam.

Neuntes

Neuntes Kapitel.

Er fand dies Schreiben, da er eben aus der Gesellschaft spät in der Nacht, ziemlich berauscht und nach einem erlittenen Geldverlust nach Hause kam. Er war also auf keinen Fall in der Verfaßung, welche zur Lesung deßelben, zur Beherzigung der darin enthaltenen Wahrheiten und überhaupt zum erforderlichen Nachdenken nöthig war; und gleichwohl las er es. Sein erhitzter Kopf fand darin, wie leicht zu erachten, lauter Lügen, Verläumdungen, Beschimpfungen und dergleichen; so daß er schon im Begriff stand, das ganze Schreiben in Stücken zu zerreißen, wenn ihm nicht eingefallen wäre, es seiner Frau und Tochter vorzulesen. Diese kamen eben auch von der Madam Griffert zurück, wo eine ansehnliche Gesellschaft ihres Gleichen gewesen war, und wo man an nichts weniger gedacht hatte, als an dergleichen Dinge, welche der Brief enthielt. War Martin schon durch ihn beleidigt worden, so wurden es Margarethe und Aennchen ungleich mehr. Wer kann den Ausbruch ihres Zorns und ihrer Wuth schildern? Eine bläuliche Röthe goß sich über das Gesicht dieser weiblichen Wesen, es erhob eine um die andre ein fürchterliches Geschrei, itzt weinten sie vor Bosheit, itzt lachten sie, itzt fragten sie wieder nach Umständen, die sie schon wußten: so daß Martin selbst seinen eignen Zorn drüber vergaß und sie zu beruhigen suchte. Daß seine Vorstellungen nichts fruchteten, daß sie beide

nur

nur noch mehr zu schreien anfingen, wird jeder glauben, der mit der Welt und mit den Menschen, besonders mit denen bekannt ist, welche ohne Bildung des Geistes, voll Eitelkeit und verkehrter Selbstliebe, sich bei gewißen Fällen ganz der Herrschaft ihrer Leidenschaften überlaßen. Während dieses Sturms fing Martin schon an, es zu bereuen, daß er ihnen den Brief vorgelesen hatte; denn sein Rausch ging allmählig vorüber. Besonders bereute ers, daß er ihnen nicht die letzte Hälfte deßelben verschwiegen hatte, worin die Hauptveranlaßung ihrer Wuth lag. Bei der ersten hatten sie nur gelacht und ihr Gespötte über die freundschaftliche Theilnahme gehabt: aber bei dieser, wo der gute Pastor Heilfeld von Margarethens und Aennchens Eitelkeit, von ihrem blinden Hange zur Gesellschaft spricht, wo er Aennchen schlechthin ein Mädchen und nicht — Mamsell nennt; da — da loderte ihr Zorn eigentlich auf.

Mutter und Tochter waren in einer so heftigen Bewegung, daß sie die ganze Nacht schlaflos zubrachten. Auch Martin konnte nicht schlafen, weil er sich seiner Unvorsichtigkeit wegen viele Vorwürfe machte, und darauf sann, wie er sie beide durch Vorstellungen dahin bringen könnte, theils sich selbst zu beruhigen, theils die ganze Sache geheim zu halten. Aber wie vergeblich war dies Nachdenken! Kaum war der folgende Tag erschienen, als sie beide sich fertig machten, Besuche zu geben. Und ob Martin gleich alle Vor-

stellungen brauchte, und sie zum Geheimhalten ermahnte, so war er doch nicht im Stande sie zurückzuhalten. Sie mußten ihrem gepreßten Herzen Luft machen! Jetzt da Martin allein war, da die Nacht den Rest seines gestrigen Rausches vollends vertrieben hatte, und das mächtige Geschrei seiner Frau und Tochter ihn nicht im Nachdenken störte, — jetzt nahm er aufs neue das Schreiben vor, und las es noch einmal. Wie viel anders fand er es nun! Er sahe daß Edelmuth, herzliche, ungeheuchelte und uneigennützige Theilnahme überall hervorleuchtete, daß warme Freundschaft die Feder des Verfaßers geleitet hatte, und daß die Warnungen und Winke ihm zu seinem Vortheil gegeben waren. Was sollte er aber nun für Maaßregeln ergreifen? Wie sollte er vor allen Dingen die aufgebrachten Gemüther seiner Frau und Tochter besänftigen?

Diese hatten sich um ihrem Herzen Luft zu machen, sogleich zur Madam Griffert und in das Steinertsche Haus begeben. Hier wiederholten sie nicht nur alles, was sie vor Zorn aus dem Schreiben hatten behalten können, sondern vergrößerten alles sehr reichlich, und — wie konnten sie es anders erwarten, sie fanden hier an ihren Freundinnen die weichsten Seelen, die sich unverzüglich in eine gleiche Stimmung mit ihnen versetzten. Welche Reichhaltigkeit der Gedanken fand sich hier! Welch' ein Fluß der Worte! Welch' ein Reichthum der Sprache! Die

Zusammenstimmung dieser weiblichen Wesen wäre eine Schule für jeden angehenden Redner gewesen, um das Natürliche und Ungesuchte in der Redekunst zu erlernen. Doch — auch der geschwätzigste Mund eines Frauenzimmers verlangt gewiße Ruhepunkte. Die Heftigkeit, mit welcher die werthe Versammlung anfänglich sich hören ließ, verlor sich nach und nach in Spötteleien, und endigte sich zuletzt in dem kühnen und ihrer Denkungsart gemäßem Entschluß, sich aus dem klugen Weisheitsprediger nichts zu machen und ihm — da man sich nicht anders rächen konnte, durch die Fortsetzung ihres bisherigen Lebens, nicht sowohl Geringschätzung, als vielmehr Verachtung zu zeigen. Mit diesem Entschluße und mit einem erleichterten Herzen kamen Margarethe und Aennchen nach Hause, wo ihnen jedoch Martin mit ganz andern Gesinnungen entgegen kam. Wahrscheinlich würde nun ihr Feuer zur vorigen Lebhaftigkeit wieder angefacht worden sein, wenn Martin nicht bald geschwiegen hätte. Jeder Theil hatte Entschlüße gefaßt; — sie wollten ihr Leben zum Troz des Weisheitspredigers fortsetzen, und Martin nahm sich vor, es zu ändern. Die Folge wird zeigen, welcher Entschluß der sieghafte war.

Die Steinertsche Familie, ob sie gleich vor Margarethen die Sache lächerlich und geringschätzig gefunden hatte; fand sie nach ihrer Entfernung nicht so. Sie sahe daß sie mit mehr Behutsamkeit die

bisherigen

bisherigen Vortheile, die sie von der Wendelschen Familie zog, benutzen und sich besonders gegen Martin Wendeln so betragen müßte, daß er den Verdacht, der vermuthlich in seinem Herzen gegen sie entstanden wäre, wieder fahren ließe. Margarethens und Aennchens wegen war sie nicht so besorgt; denn diese waren von dem Reitz ihres bisherigen Lebens schon zu sehr verblendet und durch ihre Eitelkeit zu sehr verstrickt, als daß sie einer baldigen Aenderung fähig gewesen wären. Das Steinertsche Haus hatte diese Behutsamkeit besonders um deswillen nöthig, weil es seit einigen Jahren eine beträchtliche Summe von Wendeln geborgt hatte. Das Nöthigste vor der Hand war, Wendeln durch neue Freundschaftsbeweise zu hintergehn, und ihn durch mancherlei versteckte Kunstgriffe zu seiner vorigen Sicherheit zu bringen.— Gleiche Gesinnungen mit ihm hatte die Madam Griffert. Die Warnungen, welche das Schreiben enthielt, waren in gewißer Hinsicht für sie weit bedenklicher, insofern ihr Sohn im Wendelschen Hause war, und — weil überhaupt das Schreiben mehr Beziehung auf sie hatte. Wahrscheinlich mochte Margarethe sehr vieles zugesetzt und dadurch die Sache vergrößert haben. Sie schickte daher sogleich zu Herrn Kurzbein und sprach mit ihm über die nöthigen Maaßregeln, welche sie nun zu nehmen hätten, damit ihre Absichten dem Wendelschen Hause sowohl, als den übrigen Leuten verborgen blieben, und daß der entstandene Argwohn theils gehemmt, theils

gänzlich aufgehoben und ihnen unschädlich gemacht würde. Da sie wußten, daß Martin unvermögend sei etwas ohne Beistimmung seiner Frau und Tochter zu unternehmen, und diesen beiden aus Mangel an nützlichen und wohlgeordneten Geschäften, sinnliche Vergnügungen und sogenannte Zeitvertreibe zum Bedürfniß geworden waren; so hielten sie es fürs Beste, der Wendelschen Familie einstweilen die Vorstellungen zu machen, daß sie den schriftlichen Rathgebungen ihrer unbekannten Freunde Gehör geben möchte. Aus edler Freundschaft für sie wollten sie den bisherigen, — ihnen so angenehmen Umgang abbrechen und wollten, so bitter ihnen auch die Ausführung ihres Vorsatzes wäre, lieber der Freundschaft dies Opfer bringen, als mit Schmerzen sehn, daß eine so liebenswürdige Familie durch sie an ihrem guten Rufe unverschuldet leide.

Welch' ein feiner und versteckter Kunstgrif! Welch' ein Beweiß ihrer schändlichen Gesinnungen; ihrer Fertigkeit, sich in das Gewand der Tugend zu kleiden, und Edelmuth zum Deckmantel der Bosheit und des Lasters zu machen!

Wer nur einigermaaßen über die Schwachheiten nachgedacht hat, welche in der Wendelschen Familie herrschten; wer die Neigungen ihres Herzens und zugleich ihre Unerfahrenheit mit der Welt und den Ränken der Lasterhaften nicht ganz übersehen hat:

der

der kann sich die Wirkungen sehr leicht denken, welche dieser Kunstgrif auf Margarethens, Aennchens und auch auf Martins Seele hatte. Zu dem Entschluß, welchen Margarethe und ihre Tochter gefaßt hatten, dem Weisheitsprediger zum Trotz, ihre bisherige Lebensart fortzusetzen und ihm zu zeigen, daß er samt denen welche gleiche Gesinnungen mit ihm hätten, sich nicht um sie bekümmern dürfe, zu diesem gesellte sich nun die Ueberzeugung von der Redlichkeit und wahren Freundschaft des Herrn Kurzbeins und der Madam Griffert. Folglich war ihr künftiges Leben nicht bloß dem verdorbenen Theil ihres Karakters zuzuschreiben, sondern zugleich den noch guten Seiten deßelben, insofern sie den Herrn Kurzbein und die Madam Griffert bedauerten, daß ihre Redlichkeit und ihre guten Gesinnungen von der Welt verkannt würden.

Und wie war die Einrichtung ihres folgenden Lebens? Ohne eine weitläuftige und getreue Auseinandersetzung deßelben läßt sich schon im voraus errathen, daß nach einiger Zeit alles wieder im vorigen Gange war. Martin ging zwar etliche Wochen nicht in das sogenannte Verein, oder in die Zusammenkünfte im Haargrunde; sondern blieb größtentheils zu Hause; allein die unaufhörlichen Zuredungen seiner Frau und ihre Vorstellungen, daß er sich vor der ganzen Stadt lächerlich machen würde, bewogen ihn zu dem Entschluße bisweilen wieder hinzugehn. Hierzu kam

kam daß Margarethe seine vorigen Gesellschafter selbst ersuchte, ihn zu besuchen und die Grillen ihm aus dem Kopfe zu schaffen. Kurzbein, so sehr ihm auch dran gelegen war, die Sache in den vorigen Gang zu bringen, ließ sich am meisten bitten, bis er sich endlich zu einem Besuche bewegen ließ und Margarethens wiederholte Einladungen zum Vorwand brauchte. Nach und nach wurden seine Besuche häufiger, bis Martins gute Entschlüße und Vorsätze völlig aus seiner Seele verdrängt waren, er nach wie vor sein Leben fortsetzte und in die vorigen Gesellschaften kam.

Während dieser Begebenheiten hatte Eckmann seine Besuche ununterbrochen fortgesetzt, hatte die Liebe und Freundschaft der Mutter und Tochter ganz gewonnen und von Martin das erhalten was er wünschte, nämlich daß er zu seinen Besuchen schwieg und ihn weder als seinen Liebling begünstigte, noch ihn als einen gefährlichen Feind seines Hauses betrachtete. Da jetzt das Schreiben in Martins Hände kam; so wurde dieser allerdings aufmerksamer auf ihn und fand, daß seine Tochter den Umgang mit ihm abbrechen müßte, wenn das verbreitete Gerücht eingeschränkt und unterdrückt werden sollte. Er machte deshalb seiner Frau und Tochter sehr ernstliche Vorstellungen: allein so wie das Schreiben in andern Beziehungen nur Halsstarrigkeit in den beiden weiblichen Seelen erzeugt hatte; so wie sie da zum Trotz aller derer, die sich über sie aufhalten wollten, ihren

bisherigen Wandel fortzusetzen beschloßen, so thaten sie es auch hierin. Ja es ist zu glauben, daß sie eher den Umgang mit andern Personen hätten vermeiden können, als den — mit dem artigen, lieben und süßen Herrn Eckmann. Unter dem größten Hohngelächter erzählten sie ihm die Begebenheit bei seinem nächsten Besuch und Eckmann lachte theils mit, theils dankte er ihnen in den schmeichelhaftesten Ausdrücken für ihre besondere Zuneigung und für den neuen Beweiß ihrer wohlwollenden und liebevollen Gesinnungen gegen ihn. Ach! er sagte dies so schön — so schön, daß Margarethe und Aennchen keine weichen Seelen gehabt hätten, wenn es nicht Eingang hätte finden und den niedlichen Sprecher noch mehr hätte empfehlen sollen.

„Hm, Hm, — alles ganz gut, dürften hier vielleicht manche sagen; aber wenn Eckmann wirklich schlechte Absichten hatte, wenn er außer dem Gewinn, den er von der Wendelschen Familie zog, seine wollüstigen Begierden befriedigen wollte: wie konnte er jahrelang sie bezähmen? Wie so lange mit einem jungen und reitzvollen Mädchen umgehen, deßen Trieb zur Wollust mit dem seinigen gleich groß war, und doch — wie dies nur selten geschieht, ohne sichtbare und lebendige Beweise und Zeugen seines vertrauten Umgangs bleiben? — War er vielleicht nicht der, den der Mißtrauische bei seiner Höflichkeit und bei seinem einschmeichelnden Wesen befürchtete?

Oder

Oder war er mit dem Genuß der Wollust zu sehr bekannt? Wußte er zu genießen, ohne die sichtbaren Folgen seines Genußes befürchten zu dürfen?“

Weg also mit dem Vorhange der sich über diesen Umstand verbreitet hat. Derjenige welcher sich zur Beurtheilung der Karaktere seiner Mitmenschen aufwirft, muß hinlängliche Gründe haben, ehe er ein unwiderlegbares Urtheil fällen kann; und der, welcher alle Seiten eines Karakters bis auf den kleinsten Punkt kennt, und sich berufen fühlt sie andern bekannt zu machen, — muß von Vorliebe und Partheilichkeit, so wie vom persönlichen Haß gleich weit entfernt sein.

Wahr ist's, daß Aennchen jetzt noch keine Stunde befürchten — noch keiner entgegensehen durfte, welcher sich so manche Mädchen nähern, die theils im Taumel der Liebe die Folgen eines Augenblicks vergaßen, und nun vor der ungerechten Schmach derer zittern, welche des Lasters vielleicht nicht einmal fähig sind; theils die durch öftere gelungene Versuche sicher zu sein glaubten; oder solche, die gewißer Absichten wegen mit Vorsatz einen unerfahrnen Jüngling in ihre Arme lockten. Daß es aber so war, lag weder in den Grundsätzen Eckmanns und Aennchens, noch in ihrer beiderseitigen Beherrschung sinnlicher Begierden. Aennchen war zu leichtsinnig, um über die Folgen eines solchen Ge-

nußes

nußes nachzudenken, ihre Begierden loderten zu stark auf, und überdies wäre es jedem Verführer leicht gewesen, sie vermittelst ihrer unbegränzten Eitelkeit zur Erfüllung seiner Wünsche zu bringen: Eckmann selbst aber handelte weder nach Grundsätzen, noch war er einer von denen, welche bei noch schwankenden Begriffen von der Rechtmäßigkeit des Lebens, sich bloß durch das edle Gefühl der Schaam, vor so vielen Gefahren sichern, und sich von demselben — ohne gerade zu wißen warum, auf den Blumenwegen der Unschuld zum reinen Genuß menschlicher Freuden leiten laßen. Er würde wahrscheinlich schon längst seinen und Aennchens Begierden gefolgt haben, zumal da er, wie man gewöhnlich spricht, durch Aennchen sein Glück zu machen hoffen konnte. Allein seine zügellose Lebensart hatte ihm, ehe er nach Unterbach gekommen war, eine gefährliche Krankheit zugezogen, von welcher er zwar bei seiner Ankunft genesen war, die aber nachher ihn aufs neue befallen hatte und ihn erst jetzt wieder verließ. — Dies war die Ursach — dies das Mittel, daß Aennchen von seinem Umgange, außer der größern Verdorbenheit ihrer Sitten, keine Folgen weiter empfand.

Da nun das oftererwähnte Schreiben den Verdacht, welchen man in Unterbach auf ihn geworfen hatte, auch in Martins Seele brachte, und er befürchten mußte, daß seine Absichten vereitelt werden

möchten;

möchten; so nahm er die bereits verfloßne Zeit zum Beweise seiner Unschuld und der Sicherheit, mit welcher sich ihm jedes Mädchen anvertrauen könnte, — und dieser Beweiß wurde durch Margarethens und Aennchens treue Beihülfe gültig. Inzwischen war dieser Umstand bei Eckmann außer den Trieben zur Wollust, die er nach erfolgter Genesung aufs neue zu befriedigen willens war, ein nicht geringer Antrieb zur möglichst baldigen Ausführung seines Vorhabens.

Bisher hatte der bekannte Herr Fritz Steinert an den Vergnügungen und Lustbarkeiten, welche Eckmann und Aennchen genoßen, gewöhnlich Theil genommen, und hatte sie auch auf ihren Spatziergängen begleitet. Dieser aber war seit einiger Zeit nicht mehr in Unterbach, sondern war durch einen glücklichen Zufall in einem benachbarten Amte als Kopist angestellt worden. Seine Schwester Lenchen hatte sie zwar auch bisweilen begleitet und that es noch, aber immer seltener, theils weil sie Herrn Eckmann den Vorzug nicht vergeben konnte, den er Aennchen erwieß, theils weil sie den Staat nicht so hoch treiben konnte als Aennchen, und weil sich überdies auch ein Freund zu ihr gefunden hatte, mit dem sie ebenfalls lieber ohne Zeugen sein wollte. Eckmann und Aennchen waren also jetzt noch öfterer allein, als ehedem.

Auf

Auf der mitternächtlichen Seite von Unterbach lag ein angenehmer Wald, in welchem Buchen und immergrüne Fichten, Birken nnd hohe Eichen mit einander abwechselten. Die Fußwege welche durch denselben führten, gingen über anmuthige Hügel und durch Thäler, in welchen sich die Qellen zu kleinen Bächen versammelten. Hier wandelten oft die Bewohner von Unterbach, besonders in der angenehmen Jahrszeit — im Frühling und Sommer, wenn die Hitze der Sonne die freien Gegenden des Feldes zu sehr drückte. Der Wald war groß genug, um sich zu vereinzeln und nicht zu oft einander zu begegnen; groß genug, um einsame Plätze zu finden, wo man vor den Augen anderer sich zu verheimlichen im Stande war. In diesem Walde waren auch Eckmann und Aennchen sehr oft gewesen: doch hatte Eckmann bis jetzt nicht Lust gehabt, die unbetretenen und einsamen Orte deßelben aufzusuchen. Jetzt, da der Frühling sich wohlthätig über Thal und Hügel senkte, da die Gesänge der Vögel die neubelaubten Buchen und Birken erfüllten, und die Ufer der Bäche und Quellen in ein lockendes Grün sich kleideten; jetzt fanden beide ein süßes Behagen diese und jene Quelle in ihren mannichfaltigen Krümmungen zu verfolgen. Und wie konnten sie dann den sanften Einladungen gewißer Plätze des beblümten Ufers widerstehn; wie so gleichgültig unter den Laubgängen der Buchen dahinwandeln, und nicht da und dort auf dem weichen Schooße der Natur

einige Minuten verweilen? Sollten sie, wenn sie sich traulich gelagert hatten, sogleich wieder aufspringen, und nicht das Lispeln des sanften Abendwindes in den Wipfeln der Bäume wahrnehmen? Nicht den Zauberliedern der nahen Nachtigall ihr Ohr leihen, und das Geschwätze des Bachs bemerken? O es saß sich so gut — so süß auf diesen Plätzen, zumal wenn der Vollmond sein mildes Licht über alle die Schönheiten der Natur hingoß; daß man sich nicht wundern darf, wenn Eckman und Aennchen diese Spatziergänge oft besuchten, und den Genuß aller der Reitzungen oft zu empfangen sich sehnten. Daß vielleicht manche von denen, welche sie oft diesem Hain zueilen sahen, anderer Meinung waren, und nicht die Schönheiten der Natur für die Ursache hielten, warum sie dahin gingen, — ist wohl möglich; aber wie konnten sie beide allen sagen, was sie zu diesen einsamen Gängen eigentlich antrieb? Wer kann überhaupt die Verschiedenheit der Meinungen ändern? Und wenn man sogar gesagt hätte, daß sie das Lied der Nachtigall, das Murmeln des Bachs, das Wehen des Windes noch nie vernommen und sich in ganz andern Dingen verloren hätten, so würde man auch dieser Sage Freiheit haben laßen müßen. Hätten aber Eckmann und Aennchen dergleichen Reden gehört, dann würden sie ohnstreitig triftige Gründe gehabt haben, solche Anmaaßungen gänzlich zu widerlegen und sie für nichtig zu erklären.

Außer

Außer diesen Spatziergängen waren beide sehr oft in Gesellschaften, wo man sich durch Tanz und andere Lustbarkeiten ergötzte, unter andern bei der Madam Griffert, bei welcher man Margarethen gewöhnlich auch fand. Und so hatte denn das Schreiben des guten Prediger Heilfelds den sittlichen Zustand der Wendelschen Familie nicht verbeßert, sondern vielmehr dem Anschein nach verschlimmert. Die Ursach der entgegengesetzten Wirkung lag theils in dem zu hohen Grade der sittlichen Verdorbenheit und Verblendung dieser Personen, theils in den Umständen, welche sich bei dem Empfang deßelben ereigneten.

Es ist bekannt, daß in den kleinen Landstädten die Glieder des Raths aus den darin ansäßigen Bürgern bestehen, welche sich theils durch Kenntniße über andre erheben, theils auch blos ihres Vermögens wegen Vorzüge vor andern erlangen, und vermittelst deßelben sich zur Ehre eines Rathsherrn hinanzuheben im Stande sind. So war es denn auch hier in Unterbach, wo nicht lange nach Erscheinung des Schreibens eine Stelle im Rath durch einen Todesfall eröffnet wurde. Margarethe hatte sogleich den Gedanken, ihren Mann zur Bewerbung um diese Stelle zu bewegen, weil mit derselben nicht sowohl die Ehre eines Rathsherrn verbunden war, sondern vielmehr ein Tittel, der ihr weit beßer gefiel, als selbst der Tittel des Bürgermeisters. —— Ihr

Mann

Mann wurde Kämmerer, wenn er diese Stelle erhielt. In der Hinsicht suchte sie die reitzendsten Vorstellungen auf, ihren Mann zur Annahme derselben bereitwillig zu machen: Martin aber hatte keine Lust und wandte die sehr gegründete Muthmaaßung vor, daß seine Geschäfte, welche sich ohnedem sehr angehäuft hätten, dadurch noch mehr vergrößert würden und wahrscheinlich leiden möchten. Dies war jedoch für Margarethen kein sattsamer Grund, ihre Wünsche aufzugeben; denn sie konnte sich keine Uebersicht von diesen Geschäften machen und — Frau Kämmerern zu sein — o das war zu schön zu schmeichelhaft für sie, und überwog alle und jede Vorstellung ihres Mannes. Sie bediente sich daher der Mittel, welche zur Ausführung eines solchen Vorhabens und zur Erlangung eines Amtes leider die dienlichsten sind, — nämlich sie suchte durch reichliche Bestechungen die Glieder des Raths geneigt zu machen, die erledigte Stelle ihrem Mann zu übertragen. Allerdings war dazu eine ziemlich beträchtliche Summe nöthig, da man die Ehrsucht der Frau Faktorin kannte, und viele Glieder des Raths ihre Wahlstimme, wie dies oft der Fall ist, sich gut bezahlen ließen: allein Margarethe wußte sich auch hierin zu helfen. Sie wußte aus Erfahrung, daß man sich ihren Bitten gern willfährig bewiesen und ihr in nöthigen Fällen Geld geliehen hatte, da ihr Mann allgemein als ein Reicher bekannt war; und dies that sie auch jetzt ohne Wißen ihres Mannes, welcher ohnstreitig wieder anderer

Meinung

Meinung gewesen wäre. — Martin Wendel wurde also Rathsherr und Kämmerer in Unterbach.

Es ergiebt sich von selbst, daß bei dem Antritt dieses Amtes und auch in der Folge sehr viele und kostspielige Schmausereien, besonders nach Margarethens Begriffen nothwendig waren. Indeßen fand sie nebst ihrer Tochter so viele Freuden in dergleichen Gesellschaften, konnte dadurch auf andere Einladungen wieder rechnen, und genoß dabei so viel Ehre, daß der dazu erforderliche Aufwand in keine Betrachtung kam. Auch wurden die bisherigen Zusammenkünfte bei der Madam Griffert ununterbrochen fortgesetzt, und Margarethe war größtentheils diejenige, welche die dabei entstehenden Unkosten tragen mußte.

Eben diese Zusammenkünfte bei der Madam Griffert hatten sie bereits schon oft genöthigt, heimliche Schulden zu machen. Sie hatte aber, wie schon gesagt, allezeit gefunden, daß man sich sehr bereitwillig gezeigt und sich's zur Ehre gemacht hatte, der Frau Faktorin und jetzt der Frau Kämmerern eine Kleinigkeit vorzuschießen; so daß sie ihrem Manne auch dann nicht erst beschwerlich gefallen war, wenn sie oder ihre schöne Tochter einen neuen Putz und dergleichen zu haben gewünscht hatte. Diese Kleinigkeiten für ausgenommene Waaren, für Kaffe und dergleichen, waren jedoch nachgerade zu einer beträchtlichen Größe herangewachsen, und wahrscheinlich

würden

würden die Gläubiger, wenn sie von allen nach und nach groß gewordenen Kleinigkeiten gewußt hätten, welche die Frau Kämmerern da und dort zu entrichten hatte, ihre Bereitwilligkeit eingeschränkt und wohl gar gefragt haben: „Madam wie steht's? ist ihnen die Rechnung gefällig?“

Lustbarkeiten und Ergötzungen begleiteten jeden Tag, welchen die Wendelsche Familie durchlebte. Martin genoß die Freuden des gesellschaftlichen Spiels und die Süßigkeiten des Weins, deßen Reitze er immer mehr und mehr kennen lernte; Margarethe war im Zirkel beredter und lustiger Freundinnen und genaß die Ehre Frau Faktorin und Kämmerern von Unterbach zu sein; und Aennchen trug die schönsten Kleider, machte sich oft in Gesellschaft und beim Tanz lustig, und war ganz entzückt, wenn sie an der Seite des lieben — süßen Herrn Eckmanns die Schönheiten und Reitze der Natur betrachten und genießen konnte.

Zehntes Kapitel.

Wer hätte das gedacht, mein Sohn, daß unsre Warnungen zu spät kommen sollten?“ — So rief Pastor Heilfeld dem ehrlichen Jakob entgegen, als dieser nach Verlauf mehrerer Monathe mit hängendem Kopfe zu ihm kam. Beide hatten sich sorgfältig erkundigt, welche Wirkungen das Schreiben auf die Wendelsche Familie machen würde, und beide hatten erfahren, daß sie jetzt mehr als sonst in Ueppigkeit dahin lebe, sich sorglos falschen und eigennützigen Menschen anvertraue, und ihren Leidenschaften durch die Vernunft keine Gesetze vorschreibe. Sie sprachen viel über die möglichen Rettungsmittel dieser Familie, fanden aber keines; bis endlich Jakob tief seufzte und sagte: „Ach! und wenn vollends das wahr wäre, was man von Aennchen spricht!“ Und was denn? frug Pastor Heilfeld. — „Man kam mir gestern, fuhr dieser fort, da ich kaum in die Stadt getreten war, schon mit der Nachricht entgegen, daß Aennchen schwanger sei. Ich frug, wie diese Rede entstanden wäre, und man erzählte mir, daß die Köchin, welche im Wendelschen Hause gedient hat, sich mit dem Schreiber zu weit eingelaßen habe und von ihm Mutter werden sollte. Diese Köchin hätte deswegen das Haus räumen sollen, hätte sich aber geweigert und der Mamsell ins Gesicht gesagt, daß sie genug für sich zu sorgen hätte. Darauf wäre es zu einem sehr heftigen Streit gekommen, und Margarethe

hätte die Köchin, samt ihren Sachen noch in der Stunde zum Hause hinaus werfen laßen. Ueberall wo sie nun hingekommen wäre, hätte sie es allen Menschen gesagt, daß Aennchen keine Jungfer mehr wäre, und daß der Postschreiber der Thäter sei."

Jakob fügte noch vieles bei, was zur Bestätigung dieser Erzählung dienen konnte, nannte etliche Personen, von welchen er sie gehört hatte, und der Prediger Heilfeld sowohl als er meinten, daß dies Ereigniß der Anfang des Verfalls der Wendelschen Familie sein könnte.

Es war allerdings kein ungegründetes Gerücht, was zu Jakobs Ohren gekommen war. Die bisherige Köchin hatte wirklich das Wendelsche Haus auf diese Art verlaßen müßen, und hatte von Mamsell Aennchen, welche mit dieser Person behutsamer hätte umgehen sollen, viele geheime und ganz sonderbare Dinge verbreitet, welche allerdings darauf hinausgingen, daß Aennchen in sich eine große Veränderung wahrnähme. Unter andern hatte sie erzählt, daß sie beständig Kräuter gekocht und davon getrunken habe. Da sich nun diese Person wahrscheinlich selbst solcher schändlichen Mittel bedient haben mochte, so wurde ihre Aussage um so wahrscheinlicher und von den Leuten als ein sicherer Beweiß von Aennchens veränderten Umständen angenommen.

Einen so empfindlichen Schlag hatte ihr Ehrgeiz und ihre Eitelkeit noch nie erhalten. Sie entbrannte vor Zorn und Rache gegen alle die diesem Gerücht Gehör gaben, am meisten gegen das Mädchen welches die Urheberin davon war, und ihre seit einiger Zeit sehr gebleichte Wange röthete sich wieder durch den nagenden Verdruß. Aber es war nicht mehr das sanfte gefällige Roth, welches sonst ihre Schönheit erhöhte, es war die Farbe der unbändigen Leidenschaft. Der innere Sturm beraubte sie der nächtlichen Ruhe und des Schlafs, welchen ihr ihre bisherige Sorglosigkeit gewährt hatte. Wie gut würde sie gethan haben, wenn sie diese Unruhe ihrer begangenen Fehltritte wegen empfunden, wenn sie in sich selbst und in ihrer Aufführung den Grund ihrer zerstörten Freuden gesucht hätte: aber diese Selbstprüfung, dies Nachdenken erlaubte ihre Eitelkeit und Eigenliebe nicht. Nur darüber war sie aufgebracht, daß eine solche Person, wie ihre bisherige Köchin war, sich erdreustet hatte, sie zum Gespräch der Leute zu machen.

Es ist bekannt, daß solche entstandene Gerüchte, sie mögen wahr oder nicht wahr sein, sehr gern aufgefangen und verbreitet werden, um so mehr wenn solche Gerüchte Personen betreffen, welche wie Aennchen, einen Verdacht gegen sich erweckt und außerdem durch ihr übermüthiges Betragen und durch eine unüberlegte Geringschätzung anderer sich den heimlichen Haß der Menschen zugezogen haben. Man

freut sich dann, wenn man durch die Verbreitung einer solchen Nachrede etwas zur Demüthigung solcher Personen beitragen kann; der geheimgehaltene Neid und die Schadenfreude werden in solchen Fällen äußerst rege, besonders bei denen, welche durch ihre Vergehungen in ähnliche Umstände geriethen, und schon die liebe Neugierde macht, daß man solche Reden gern anhört, und weiter zu verbreiten sucht.

Unterbach wurde also sehr bald mit dieser Nachricht erfüllt; so sehr auch Aennchen sich dadurch zu rechtfertigen suchte, daß sie sich wie bisher überall zeigte und sich bemühte ihren Vater dahin zu bringen, das Mädchen der angethanen Beschimpfung wegen gefänglich einziehen zu laßen. Dies letzte konnte sie jedoch nicht in Erfüllung bringen, weil sich das Mädchen sehr bald von Unterbach wegbegeben hatte. Das Gerücht blieb, und bei denen, welche noch am glimpflichsten von ihr urtheilten, hieß es: „man kann's ja abwarten.“

Auch ihren Eltern verschwieg sie den wahren Zustand der Sache, obgleich beide sehr ernstlich in sie drangen, und besonders Martin ein freies Geständniß von ihr verlangte. Margarethe war wie bekannt, sehr bald auf ihrer Seite, ohnerachtet sie leicht hinter die Wahrheit der Sache hätte kommen können, vertheidigte ihre liebe Tochter gegen andre selbst gegen ihren Mann, und dieser mußte glauben, was sie ihm sagten.

Ver-

Verheimlichungen dieser Art können aber nur von kurzer Dauer sein, und bekanntlich hängt es nicht von der Willkühr der Personen, welche dergleichen Dinge geheim zu halten suchen, ab, dem Wachsthum und der Vergrößerung des Verdachts zu widerstehn. Die Hoffnung daß die Natur eine Ausnahme machen werde, ist zu ungewiß und täuschend. Kurz Aennchen fand, daß wenn sie nicht in einiger Zeit sich dem Gelächter und Gespötte der Stadt aussetzen wollte, sie nothwendig das Geheimniß einer Person anvertrauen müßte, von der sie Hülfe und Beistand erwarten konnte. Und — wen hätte sie bereitwilliger dazu finden können, als ihre schwache Mutter, welche zu zärtlich und nachsichtig gegen sie war, als daß sie ihr nicht auch den größten Fehler hätte verzeihen sollen? Sie gestand ihr also die wahre Beschaffenheit der Sache und Margarethe, die ihr zwar anfänglich harte Vorwürfe machen wollte, konnte ihren Liebkosungen und Schmeicheleien nicht widerstehn; ihr mütterliches Herz brach, sie schloß ihre Tochter in ihre Arme, weinte und versprach alles zu thun, was sich nur bei dieser Sache thun ließe. Ihr erster Gedanke war, daß sie und Eckmann ungesäumt ein Paar werden müßten, und daß es daher nöthig sei ihren Mann zur Einwilligung zu bringen. Aennchen sahe nun wohl voraus, daß sie sich dadurch ebenfalls dem Hohngelächter der Leute aussetzen würde; allein die Zeit der Besinnung war zu kurz, und dieser Vorsatz war unter allen übrigen dennoch der beste.

Eine solche Unruhe über die Zukunft fühlte Eckmann nicht; er freute sich vielmehr, daß er nun wahrscheinlich Aennchens Gatte und zugleich Besitzer ihres Vermögens werden würde. Zwar stellte er sich, wenn er mit Aennchen von dem zunehmenden Beweise ihrer gepflogenen Vertraulichkeit sprach, besorgt und ängstlich; ob er gleich im Herzen das Gegentheil empfand. Und da er jetzt von Margarethen zu einer geheimen Unterredung gezogen wurde, so wußte er sich so reuevoll zu bezeigen, daß sie bei ihm, so wie bei ihrer Tochter, die Vorwürfe vergaß. Sie stellte ihm unmaaßgeblich die Nothwendigkeit vor, so bald als möglich zur Verehlichung zu schreiten, und Eckmann zerfloß ganz in zärtlichen Danksagungen und stellte sich äußerst gerührt, theils über ihre großmüthige Verzeihung, theils über das unaussprechliche Glück, welches sie ihm durch die Hand ihrer Tochter anbiete. Er ermangelte nicht diesem eine Schmeichelei beizufügen und sie zu versichern, daß er den süßesten Wunsch, Aennchen zur Gattin zu haben, befließentlich bei sich bisher unterdrückt und sich für unwürdig gehalten habe, einer solchen Ehre und eines so hohen Glücks theilhaftig zu werden. Sein beobachtetes Stillschweigen sei die Folge davon gewesen.

Alle drei waren also darin einig, so bald als möglich zur Trauung zu schreiten; nur kam es noch darauf an, daß Margarethe ihrem Mann die Sache vortrug, und ihn zur Einwilligung zu bewegen suchte.

Da

Da sie aus Erfahrung wußte, daß sie mit Anwendung einiger Beredsamkeit ihn immer nach ihren Wünschen geleitet und ihn nach ihren Absichten so oder anders willfährig gemacht hatte; so glaubte sie auch jetzt ihren Mann mit leichter Mühe zu dieser Einwilligung zu bringen. — Aber wie erschrack sie, als Martin versicherte, daß er zu dieser Heirath seinen Willen durchaus nicht geben würde. Noch nie hatte er sich so vest in seinen Entschlüßen gezeigt, noch nie so unbeweglich bei ihren Vorstellungen! Sie bat, sie flehte samt ihrer Tochter; aber es war, als wenn Martin weder der nachgiebige Mann noch der zärtliche Vater je gewesen wäre.

Welch ein unerwarteter — welch' ein trauriger Strich durch ihre Rechnung! Sie wußten zwar, daß er diese Heirath nach den Landesgesetzen hätte zulaßen müßen; aber dann wäre die Sache öffentlich bekannt worden, und die Schande die sie befurchten, würde doppelt auf sie gefallen sein. Ueberdies hätte es doch von Martin abgehangen, wenn er auch die Verehlichung gestattet hätte, ob er seinen Schwiegersohn in sein Haus aufnehmen oder ihn mit Frau und Kind seinem Schicksale überlaßen wollte. Kurz — sie befanden sich in einer äußerst mißlichen Lage.

In vielen andern Fällen kann man das Sprichwort befolgen: Kommt Zeit, kommt Rath! aber hier ließ sich die Zeit nicht abwarten; sie mußten nothwendig

wendig andere Maaßregeln ergreifen. Und worin konnten diese anders bestehen, als daß sich Aennchen von Unterbach wegbegeben und in einem andern Orte ihre Niederkunft abwarten müßte? Die Nothwendigkeit, in welcher sie sich befanden, ließ sie nicht einsehen, daß man die Ursache ihrer Entfernung leicht errathen und eben so stark davon reden würde, als wenn sie in Unterbach geblieben und hier ihre Niederkunft erwartet hätte. Man dachte bloß nach, wohin sie sich begeben sollte, und dies war auch nicht sogleich entschieden, weil die Wendelsche Familie ihre Anverwandten und Freunde in der Nähe hatte. Da indeß Eckmanns Schwester in einer ziemlich großen Stadt an einen Handwerksmann verheirathet war; so wurde beschloßen, daß Aennchen ihre Zuflucht dahin nehmen sollte.

Ein solches Vorhaben kann nicht ohne Geldaufwand unternommen werden; folglich sahe sich Margarethe, welche die Hartherzigkeit ihres Mannes nicht wieder auf die Probe stellen wollte, genöthigt, ihre ansehnlichen Schulden durch eine neue Anleihe zu vermehren. Aber zu ihrem Erstaunen fand sie auch hier mehr Schwierigkeit, als ehedem. Nur gegen Verschreibung beträchtlicher Zinsen gelang es ihr die Summe zu erhalten. Wahrscheinlich mochte nachgerade Margarethens und ihrer Tochter verschwenderisches Leben den Gläubigern aufgefallen sein, das Gerücht von Aennchen war hinzugekommen, und überdies

überdies war die Summe, welche Margarethe jetzt aufborgte zu groß, als daß man sie ihr ohne Bedenken sogleich hätte geben sollen.

Unverzüglich wurden nun Anstalten zur Reise gemacht. Aennchens nöthige Sachen wurden in aller Stille zu einem Bekannten auf ein Dorf gebracht und in einiger Zeit fuhr Margarethe mit Aennchen nach, ließ die Sachen von dem Landmanne aufpacken, nahm andere Pferde und so ging es geraden Weges nach Brandenburg, wo sie bei Eckmanns Schwester ankamen. Es war ein Glück für sie, daß Theilert Eckmanns Schwager sich zur Aufnahme bereitwillig finden ließ; welche Bereitwilligkeit wohl mehr dem Gelde zuzuschreiben war, welches Margarethe ihm anbot, als dem Empfehlungs- und Bittschreiben seines Schwagers. Mit der Wärme einer zärtlichen Mutter empfohl Margarethe ihre Tochter dem Meister Theilert und seiner Frau, und schied mit zerrißenem Herzen von ihr.

So war denn das Mädchen, welches vor kurzem noch in Unterbach den Rang an Schönheit allen übrigen streitig machen wollte, plötzlich in ein kleines und enges Hinterstübchen geschleudert, wo kein frölicher Zirkel war, kein lustiger Tanz, kein gesellschaftliches Spiel; wo statt jener lachenden Gründe im Hain bei Unterbach kahle Wände sie umgaben. Da saß sie und harrte einer Stunde, der sie nicht

entgehen

entgehen konnte. Zentnerlasten lagen jetzt auf ihrer Seele, wenn sie über ihren jetzigen und zukünftigen Zustand nachdachte. Sie sahe die hämischen Mienen und das Hohngelächter im Geiste schon voraus, wenn sie nach Unterbach zurückkommen würde, und hörte die neugierigen Fragen, welche man ihrentwegen thun würde. O wie rollte das Blut so rasch in ihren Adern! — Und wo sollte sie sogleich das Kind, das sie jetzt unter ihrem Herzen trug, verbergen, wenn es das Licht der Welt erblicken würde, da sie hier nicht immer bleiben konnte? Wo sollte sie Mittel hernehmen, es erziehen zu laßen, da sich ihr Vater so wenig um sie zu bekümmern schien? Welche Gedanken stürmten in ihrer Seele! !

Margarethens Seelenzustand war nicht minder traurig. Sie bezeichnete mit bittern Thränen ihre Rückreise nach Unterbach, da sie einsam und in so bedenklichen Umständen ihre Tochter verlaßen mußte, an welcher mit unbegränzter Zärtlichkeit ihre Seele hing. Sie dachte jetzt, so gut sie vor Schmerz konnte, zurück an jene Tage, in denen sie Aennchen mit der größten Gefahr ihres Lebens zur Welt brachte; dachte zurück an die süßen Freuden, welche ihre zunehmende Schönheit ihr gewährt, an die glänzenden Hofnungen, die sie sich vom Glück ihrer Tochter gemacht hatte: und wenn sie nun in die Zukunft sah', o wie wurde ihr da! Wie erfüllte sich ihre Seele mit Zorn gegen ihren Gatten!

Und war denn dieser wirklich so ungerecht, als er es zu sein schien? — Er war's nicht. Ihm hatten Eckmanns Schmeicheleien und sein Betragen überhaupt nie gefallen; aber die allzugroße Nachsicht, welche er mit seiner Frau und Tochter hatte, diese war schuld, daß er ihm sein Haus nicht versagt und den Umgang mit seiner Tochter verhindert hatte. Jetzt da er ihn zu seinem Schwiegersohn annehmen sollte, sahe er wohl, daß er nur das vorhandene Vermögen genießen und seine Frau und Tochter zu einer noch größern Verschwendung verleiten, aber nicht durch Fleiß und Arbeitsamkeit sein Vermögen zu erhalten und zu vergrößern sich bemühen würde. Hätte nur der gute Wendel früher daran gedacht! Seine Geldliebe, und man könnte sie gar Geitz nennen, trug allerdings auch etwas bei, daß er seinen Willen zu dieser Verheirathung seiner Tochter nicht gab. Uebrigens liebte er seine Frau und Tochter wie bekannt sehr, und nahm den größten Antheil an ihrer jetzigen traurigen Lage, war auch selbst sehr besorgt, ihren Zustand zu verheimlichen.

Margarethe war wieder in Unterbach; aber welche traurige Tage durchlebte sie nun, da ihre Tochter — ihr geliebtes Aennchen nicht mehr bei ihr war, und der heimliche Groll gegen ihren Mann von Tag zu Tage wuchs! Gern hätte sie diese Leiden noch ertragen, wenn sie nicht stündlich in der Furcht hätte leben müßen, daß vielleicht ihre Tochter

ein

ein Opfer des Todes sei. Am meisten empfand Martin die Folgen ihrer Betrübniß und ihres nagenden Kummers. Ohne ihm zu sagen, warum sie gehäßige Gesinnungen gegen ihn hege, aus Furcht, daß er selbst der Verräther seiner Tochter werden möchte, fand sie täglich Gelegenheiten zu heftigen Wortwechseln, welche oft in förmliche Zänkereien ausbrachen. In allem was er that und nicht that fand sie Stoff zu Vorwürfen, wobei es gewöhnlich nicht blieb. Martin gab zwar nach, aber die immerwährende Uneinigkeit die sich jetzt unter ihnen entspann, ließ ihn auf ein Mittel denken, sich des Unmuths und der Unzufriedenheit zu entschlagen. Und dies Mittel glaubte er am besten in der Entfernung von ihr, in Gesellschaften und beim Trunk zu finden, wozu er bereits schon nach und nach theils selbst durch seine Frau, theils durch Verführung anderer verleitet worden war. Er besorgte seine Geschäfte mit einer weit größern Nachläßigkeit als sonst, und überließ sie größtentheils seinem Schreiber. Sich zu zerstreuen und Aufheiterung ihres Gemüths zu suchen, dazu hielt sich Margarethe noch mehr für berechtigt, und war daher fast den ganzen Tag bei der Madam Griffert und bei der Gevatter Steinertin, wo ihre Reden größtentheils in Klagen über ihren Mann bestanden. Folglich war ihr Haus mehr als sonst von ihnen verlaßen und in den Händen ihres Schreibers, welcher dies Zutrauen theils zu seinem Vergnügen, theils zu seinem Vortheil benutzte.

Mitt-

Mittlerweile war Aennchens entscheidende Stunde gekommen. Sie gebar eines Tages ein Mädchen, welches mit dunklem Gefühl sie als Mutter anlächelte. Aber Aennchen empfand die Seligkeit dieses Lächelns nicht! Sie fühlte die Mutterfreude, eine der höchsten welche dem Sterblichen beschieden sind — nicht! und das unwillkührliche Emporstreben ihres Kindes nach ihr, war ihr kein Ersatz für die körperlichen Schmerzen in der Stunde der Geburt; kein Ersatz für den Kummer und Gram, welcher bisher an ihrer Seele genagt hatte! Der Anblick ihres Kindes erfüllte vielmehr ihre Seele mit den fürchterlichsten Gedanken, die sie noch nie gehabt hatte und erstickte vollends jedes Muttergefühl, was in ihr hätte emporkeimen können. — „Ohne dich, dachte sie wenn der schuldlose Säugling sie ansahe, ohne dich wäre ich noch das blühende Mädchen, lebte geehrt und angesehen in Unterbach und genöße Freude und Wohlleben; aber durch dich ist mit Schande und Schmach mein Nahme belastet; jedes Mädchen, auch die Tochter des Tagelöhners wird stolz auf mich hinsehen und mich verachten! Ha — daß du leben mußt! Daß du nicht schon in meinem Leibe dein Grab gefunden hast!" — Jetzt lächelte der Säugling sie an. — „Auch du, fuhr sie dann fort, auch du scheinst meiner zu spotten und dich zu freuen, daß deine Mutter durch dich unglücklich ist!" — Unwillig warf sie den Säugling von ihrer Brust und er weinte zu seinem Schöpfer empor und

klagte

klagte ihm in ängstlichen Tönen die ungerechten Beschuldigungen seiner Mutter.

Bis zur Stunde der Niederkunft hatte Aennchen immer noch geglaubt, daß die Frucht ihres Leibes tod auf die Welt kommen, oder doch bald darauf sterben würde, weil sie durch übernatürliche Zusammenpreßung theils ihre veränderten Umstände vor der Welt zu verbergen gesucht, theils gehoft hatte, daß — — aber wozu der schwarze Gedanke, welcher jede weiche Seele erschüttern würde. Kurz sie sahe sich in ihren Erwartungen getäuscht; sah' die Frucht ihres Leibes vor ihren Augen — lebendig, gesund und mit vollem Triebe zum Leben. Zwei Tage waren bereits schon verfloßen und am dritten sollte das Kind getauft werden. Aber als an diesem Tage ihre angenommene Wärterin gewißer Geschäfte wegen früh am Morgen sich entfernt hatte, und etwas spät zu ihr zurückkam; so fand sie das Kind tod und die Mutter — im Erwachen. Aennchen erhob ein klägliches Geschrei über den Tod ihres Säuglings und erzählte, daß sie in einen vesten Schlaf gefallen wäre und nicht wüßte, was den Tod deßelben verursacht habe. Sie schmählte auf die Wärterin, daß sie von ihr gegangen wäre, und diese entschuldigte sich, daß sie wegen den Anstalten zur Taufe auf ihr eignes Geheiß sich entfernt hätte. Indeßen wurde durch diese Vorwürfe und Entschuldigungen das Kind nicht wieder lebendig, und ob man auch hernach Anstalten traf, es ins Leben

zurück

zurückzurufen; so blieb es doch tod, — lächelte nicht mehr seine Mutter an, weinte nicht mehr zu seinem Schöpfer empor; sondern war zurückgegangen zu ihm, bei dem es Vergeltung seines zwar kurzen doch jammervollen Lebens genießt.

Alle die den Leichnam deßelben untersuchten und sich bemühten, den entflohnen Geist zurückzurufen, fanden keinen andern Grund des Todes, als daß das Kind erstickt sein müßte. Dies hatte aber nur zu der Zeit geschehen können, da Aennchen allein gewesen und nach ihrer Aussage in einen tiefen Schlaf gefallen war. Zeugen waren nicht da, folglich würde jede fernere Untersuchung über die Art des Todes überflüßig und bloße Muthmaaßung sein. Die geheimen Falten der Seele Aennchens müßten entwickelt werden, welche durch Eitelkeit und durch die Sucht zu glänzen, schon so viele schwarze Gedanken und Entschlüße seit ihrer Schwangerschaft verschloßen hielten. — Der Vorhang welcher diesen Umstand verbirgt bleibe also; vielleicht zieht ihn Aennchens Gewißen selbst weg.

Die Thränen, welche sie im Angesicht der Menschen weinte — waren sogleich getrocknet, wenn sie allein war. Sie sahe wieder mit einem leichtern Herzen in die Zukunft und es gauckelten sich ihr aufs neue so viele angenehme und reitzende Bilder von Freude und Vergnügen vor, daß sie darüber

die körperlichen Schmerzen, welche sie zur Zeit noch empfand, völlig vergaß. Sie war ja wieder allein, und durfte weder für die Pflege und den Unterhalt ihres Kindes sorgen, noch befürchten, daß durch daßelbe ihre geheime Niederkunft verrathen würde. Trotzig konnte sie nun jeder Anschuldigung widersprechen und ihr Herz jedem sinnlichen Vergnügen, das sich ihr darbieten würde, eröffnen. Doch hielt sie es für rathsam, nicht sogleich nach Unterbach zurückzugehn, sondern erst ihre verlornen Kräfte völlig wieder herzustellen, um ihren jungfräulichen Zustand desto sicherer zu behaupten.

Es gelang ihr. Von Tag zu Tage wurde ihr Auge heiterer, und ihre blaßen Wangen, welche der Kummer geschmählert hatte, fingen allmählig an sich zu röthen und voller zu werden; wozu allerdings die wiedergekehrte Heiterkeit der Seele und das Schweigen ihres Gewißens das meiste beitrugen. Sie meldete also ihrer Mutter in einem Schreiben, daß sie ohne Bedenken nach Unterbach zurückkommen könnte, und daß sie so bald als möglich nach Brandenburg kommen und sie abholen möchte. Für Margarethen gewiß die allerangenehmste Nachricht; denn mit Aennchen kehrten alle die Freuden wieder zurück, die sie schon vorher in ihrer Gesellschaft und bloß durch ihren Anblick genoßen hatte. Eckmann aber freute sich in so fern über ihre Rückkehr, weil er ihre schwachen Seiten und die bei ihr erweckten

wollüstigen

wollüstigen Begierden aufs neue zu benutzen dachte. — In kurzer Zeit war Margarethe mit den Anstalten zur Reise fertig, und auch hierbei schien das Schicksal sie wieder günstiger anzulächeln, da sie das dazu nöthige Geld, welches zwar keine so große Summe als die erste war, bald geborgt erhielt.

Martin welcher seit der Entfernung seiner Tochter durch das mürrische und unfreundliche Betragen seiner Gattin den Genuß des häuslichen Glücks ganz hatte entbehren müßen; freute sich, da Margarethe das Haus auf einige Tage verließ. In seiner Gesellschaft und beim Wein hatte er bisher den Unmuth zu verscheuchen gesucht; jetzt da er allein war, glaubte er ebenfalls seine Freiheit und seine Ruhe nirgends beßer zu genießen, als wenn er diese Tage an eben dem Orte, mit eben den Freunden zubrächte, welche bisher seiner Meinung nach Theil an seinem Mißgeschick genommen hatten. Folglich war sein Haus dem Schreiber so wie sonst ganz überlaßen.

Dieser Mensch hatte sich so lange er im Wendelschen Hause war, treu und gewißenhaft gezeigt, und Martin konnte ihn weder einer Nachläßigkeit noch sonst einer schlechten Aufführung beschuldigen, ausgenommen was zwischen ihm und der verjagten Köchin vorgefallen war. Martin glaubte daher der Erfahrung gemäß, diesem Griffert auch in diesen Tagen die Gerechtigkeit schuldig zu sein, die er ihm sonst

durch Anvertrauung seiner Geschäfte hatte wiederfahren laßen.

Am dritten Tage nach Margarethens Abreise, da Martin fast den ganzen Nachmittag und den größten Theil der Nacht außer dem Hause zugebracht hatte, kam er stark berauscht um Mitternacht zurück. Wie gewöhnlich warf er sich sogleich ins Bette und schlief bis an den hellen Morgen. Noch länger würde er vielleicht geschlafen haben, wenn ihn nicht die Köchin geweckt und ihm gesagt hätte, daß einige Garnhändler schon lange auf ihn warteten. Er ward unwillig und sagte ihr, ob sie nicht wiße, daß der Schreiber da wäre, warum käme sie denn zu ihm? Die Köchin aber erwiederte, eben deswegen, weil sie den Schreiber nirgends finden könnte, sähe sie sich genöthigt ihn zu stören. Martin mußte also aufstehen und die Leute vor sich laßen. Da er sie abgefertigt hatte, frug er die Köchin aufs neue, ob sie denn am Morgen den Schreiber habe weggehen sehen, und da sie auch dies verneinte, schickte er sie zu seiner Mutter der Madam Griffert, aber er war nicht da; er schickte noch an einige andre Orte, aber nirgends war Wendels Schreiber gewesen.

„Es ist doch sonderbar, dachte Martin unwillig, daß der Mensch ohne mein Wißen seine Geschäfte verläßt und nicht wieder kommt, da es doch bald Mittag ist.“ — Mit diesen Gedanken ging er in die

die Schreibstube und in die Kammer, wo Griffert geschlafen hatte, um genauer nachzusehn. Beim Eintritt in die Kammer vermißte er sogleich einige Sachen die ihm gehört hatten. Er sahe in seinen Schrank, und auch hier waren nur noch die unbrauchbarsten Dinge von ihm da. — Wie ein Donnerschlag fuhr ihm itzt der Gedanke durch die Seele: „der Mensch ist fort, hat dich bestohlen!“ Bestürzt eilte er in die Stube, wo er sein baares Geld hatte und andre Dinge von Werth. Welch' ein Anblick! alles war erbrochen — Kommode und Schrank, und sein Geld — nirgends zu sehn. Wie an den Boden gefeßelt stand Martin einige Minuten da, und wußte nicht was er denken und thun sollte.

Als er wieder zur Besinnung kam, ging er zu Herrn Kurzbein und zu seinem Freunde Steinert und machte ihnen so wie dem sämtlichen Rathe den Diebstahl bekannt; damit dem Thäter so eilig als möglich Steckbriefe nachgeschickt würden. Nach Verlauf von etlichen Stunden hieß es in ganz Unterbach: „der Kämmerer Wendel ist von seinem Schreiber bestohlen worden.“ Aber Nichts ging über die Theilnahme, welche Kurzbein und Steinert an seinem Unglück nahmen!

Kurzbein und die sogenannte Madam Griffert hatten zwar ihr ganzes Absehen auf Martins Vermögen gerichtet. Sie hatten gleich im Anfange, als

ihr Sohn ins Wendelsche Haus kam, ihn unterwiesen, wie er sich bei einer schicklichen Gelegenheit des Vermögens dieser Familie versichern und damit entfliehen sollte. Sie wollten ihm dann nachgehen und in einer andern entfernten Gegend ihr Leben fortsetzen. In der Hinsicht hatte Kurzbein alle Mittel angewandt, Martin von seinem Hause zu entfernen, welches auch die Madam Griffert mit Margarethen hatte thun müßen. Alles war ihnen nach Wunsch gegangen: nur Grifferts Liebschaft mit der Köchin war das Mittel, daß er als ihr eigner Sohn ihnen untreu ward und mit diesem Mädchen, ohne daß sie es wußten, den angelegten Plan bloß zu seinem eignen Vortheil ausführte. Folglich war die scheinbare Theilnahme an Wendels Unglück bloß eine ängstliche Besorgniß, daß ihr Sohn entdeckt und zum völligen Geständniß gezwungen werden möchte, wobei sie voraussahen, daß sie als seine Verführer nicht die beste Rolle spielen würden. Ein großer Trost für sie war der Umstand, daß Martin erst zu Mittage den Diebstahl entdeckt hatte, so daß sich der Thäter schon weit hatte entfernen können, ehe die Steckbriefe von Unterbach abgingen. Ihre Theilnahme war auch das letzte ihrer Freundschaft.

Beim Herrn Gevatter Steinert lag ein anderer Umstand zum Grunde seiner scheinbaren Theilnahme. Ehe noch Martin Wendel in die Stadt zog, hatte er schon seines Sohnes wegen sehr beträchtliche Schulden

gemacht.

gemacht. Diese Schulden hatten sich durch seine schlechte Haushaltung noch um vieles vergrößert, und besonders hatte er durch seine verstellte Freundschaft nach und nach von Martin eine gar große Summe geborgt. Unmöglich konnte er seine Gläubiger durch eine völlige Wiedererstattung befriedigen, am allerwenigsten Martin; und war auch nie willens es zu thun. Jetzt da Martin durch diesen Diebstahl einen so großen Verlust erlitten hatte, konnte er leicht voraussehn, daß er seine Schuld von ihm fordern würde; folglich jagte ihm der Vorfall kein geringes Schrecken ein. Sobald also Martin seine Schwelle verlaßen hatte, eilte er unverzüglich, um seinen unzahlbaren Vermögenszustand anzugeben und sich mit seinen Gläubigern zu setzen; traf jedoch mit seiner Frau solche Anstalten, daß sie das neuerlich aufgeborgte Geld verbergen und ihre besten Sachen wegschaffen konnten.

So sehr auch Martin Wendel über das ihm betroffene Unglück sich zu betrüben Ursach hatte, so war ihm doch noch lange nicht die Größe seines Unglücks und seines Verlustes bekannt. Er glaubte daß Griffert nur das ihm entwandt hätte, was er baar in seinem Hause verwahrt hatte; und tröstete sich daher mit dem Gedanken, daß ihm sein Handel — da er schuldenfrei sei, bald wieder den Verlust ersetzen würde, wenn man den Dieb nicht gefänglich einziehen könnte. Freilich mußte er unmaaßgeblich das wieder

mit seinem eigenen ergänzen, was Griffert von dem zur Stadtkaße gehörigen Gelde mitgenommen hatte. Glücklicherweise aber war es nicht viel. Allein wie erstaunte er, als sich in kurzer Zeit der und jener mit einer Schuldforderung einfand, wovon er nichts wußte; wie erstaunte er, als er sahe, daß Margarethe ohne sein Wißen, so viele und große Schulden gemacht hatte; und wie entsetzte er sich, als am folgenden Tage der größte Theil seiner Unterhändler vom Lande, wohin sich das Gerücht seines erlittenen Diebstahls sogleich verbreitet hatte, erschien und ihm eine Menge Rückstände vorlegte! Es erwieß sich hieraus deutlich, daß Griffert schon lange an der Ausführung seines Plans gearbeitet und alle Summen, welche ihm Wendel zur Auszahlung der Unterhändler leider anvertraut hatte, untergeschlagen und zurückbehalten hatte. „Schrecklich! schrecklich!“ rief Martin aus und konnte vor Entsetzen nichts weiter hervorbringen. Aber alles dies war nichts gegen die Nachricht, daß sein bester Freund, sein Herr Gevatter Steinert Bankerut gemacht habe. Es fehlte wenig, daß er sein Bewußtsein nicht ganz verlor.

So war auf einmal der reiche und angesehene Mann in einen hülflosen Zustand versetzt. Er war nicht nur seines baaren Vermögens beraubt, sondern zugleich niedergedrückt von einer Schuldenlast, welche er abzuwälzen nicht im Stande war. Nichts konnte ihn retten. Sein Haus, sein Garten und die kleinen

Kapitale,

Kapitale, welche er noch hie und da zu fordern hatte, waren dazu viel zu wenig. Da war niemand welcher ihm Geld geborgt hätte. Er hatte alles verloren, sein Vermögen, seinen Kredit, seine Freunde, sein Ansehen. — Ja er mußte sogar hören, daß sehr viele sich seines Unglücks freuten, und das Sprichwort auf ihn bezogen und anwendeten: Hochmuth kommt vor dem Fall. — „Gott! Gott! dachte er, warum ließ ich mich von meiner eitlen Frau und von jenen niederträchtigen und heuchlerischen Freunden verblenden und zog in die Stadt? Warum traute ich den Lockungen der Menschen? Warum überließ ich mich ruhig dem Genuße der sinnlichen Vergnügungen? Warum vergaß ich die Lehren meines Vaters und blieb sicher und gleichgültig bei den Warnungen, die mir jener unbekannte Freund schriftlich mittheilte? — O wie könnte ich jetzt ruhig das Glück des Lebens in Ebernitz genießen! Wie könnte ich mich der Arbeit meiner Hände freun! Ich wäre geliebt und geachtet von wahren und aufrichtigen Freunden; mein Weib wäre nicht gefeßelt von der Eitelkeit und Ueppigkeit der Stadt, und meine Tochter wäre das Weib eines tugendhaften und redlichen Mannes, ungeschändet und unverdorben!“

Ueberall wo Martin hinkam, empfing man ihn mit Kälte, und alles was man auf seine gerechten Klagen erwiederte, war ein gleichgültiges Achselzucken. Niemand kam und tröstete ihn in seinem

Unglück, am wenigsten die welche sich vorher Freunde von ihm nannten, als Kurzbein, Eckmann und die übrigen ihres Gelichters. Und dennoch mußte er sich glücklich schätzen, daß man ihn nicht gefänglich einzog, sondern sich begnügen ließ, sein Haus und was er übrigens besaß zur Befriedigung seiner Gläubiger zu verkaufen. Man war menschenfreundlich genug, Grifferts Diebstahl als einen Umstand anzusehen, welcher ihn von der Gefängnißstrafe frei spräche. Der unglückliche Mann!

Und wie war Grifferts Verfahren bei dem begangenen Raube? Wie seine Flucht? — Ueber alle die Gelder, welche Wendel den Unterhändlern ausgezahlt und die er untergeschlagen hatte, hatte er ihm falsche Quittungen eingehändigt, die er ihm gewöhnlich gab, wenn er vom Wein berauscht war. Den Ort wo er sie hinlegte wußte er, und machte sich ihrer am letzten Abend nebst dem baarem Gelde habhaft. Jene Gelder aber hatte er schon einige Tage vor seiner Flucht zu dem Mädchen geschaft, welche Köchin gewesen war, die ihrer Schwangerschaft durch schändliche Mittel sich zu entledigen gewußt hatte, und jetzt auf dem Lande in der Nähe sich aufhielt. Um sich und das Mädchen unkenntlich zu machen, hatte er sich Kleider verfertigen laßen, die er auf der Flucht anzog und vorher nicht getragen hatte; für jene aber hatte er von Aennchen einige Kleidungsstücke mitgenommen, weil sie mit

ihr

ihr von gleicher Größe war. So verkleidet hatten sie die gestohlnen Sachen bis in die Nähe eines Dorfes gebracht. Griffert war hineingegangen und hatte einen Bauer gedungen, welcher ihn mit seiner vorgeblichen Frau in die nächste Stadt hatte fahren müßen, unter dem Vorwande, daß sein Fuhrmann, der ihn bis hier her gebracht, umgeworfen habe und dabei am Arm so sehr beschädigt worden sei, daß er ihn habe zurückschicken müßen. Ehe noch die Steckbriefe von Unterbach ausgingen, waren sie beide schon in der nächsten Stadt, nahmen hier Postpferde und kamen mit falschen Päßen versehen unaufgehalten über die Gränze.

Mittlerweile war Margarethe mit freudiger Erwartung, nun bald ihre geliebte Tochter wieder an ihr mütterliches Herz drücken zu können, in Brandenburg angelangt. Welch' Entzücken für sie, als ihr Aennchen gesund und munter entgegenflog! Jedes Andenken an das bisher erlittene Ungemach war aus ihren Herzen entschwunden und beide sahen jetzt wieder dem süßesten und angenehmsten Leben entgegen. Nur eine Nacht hielt sich Margarethe in Brandenburg auf, um so bald als möglich ihre schöne Tochter triumphirend in Unterbach einzuführen.

Schon waren sie auf ihrem Rückwege glücklich in die Gegend gekommen, von wo sie in der Entfernung Unterbach sehen konnten und daneben den

anmuthigen Hain. Jetzt klopfte Aennchens Herz laut in ihrem Busen, nicht vermittelst der Empfindung, daß sie dort den Grund zu ihrem Unglück gelegt hatte, nicht des Vorsatzes wegen, von nun an behutsamer auf ihren Wegen zu wandeln; sondern wegen der Vorstellung, daß sie nun bald wieder am Arm des geliebten Herrn Sekretairs würde wandeln, und jene anmuthige Gegenden an seiner Seite würde genießen können. Vieles wurde nun von ihnen beiden über die Freuden gesprochen, welchen sie ihr Herz öffnen wollten, und so kamen sie, voll Ungeduld daß sie nicht schon diesen Mittag in Unterbach eintreffen könnten, ins letzte Dorf.

Der Gastwirth, welcher sich ohnlängst erst angekauft hatte, kannte sie nicht. Sie setzten sich, forderten Eßen und — waren in Gedanken schon in Unterbach.

Nachgerade traten zwei Landleute in die Stube, nahmen ihr kleines Reisebündel von der Schulter, forderten jeder einen Krug Bier und setzten sich an die andere Ecke des langen Tisches, Margarethen und Aennchen gegenüber. Sie hatten beinahe das aus dem Bündel gewickelte Stück Brod und Butter aufgegeßen, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Jetzt aber entspann sich folgendes Gespräch unter ihnen:

„Was

„Was meinst du Christoph, obs dem Faktor Wendel (Margarethe und Aennchen werden aufmerksam,) auch so schmecken wird, wie uns?“

Christoph. Hm, — das möchte wohl nicht sein, Matthias. Ich wenigstens mag nicht mit ihm eßen.

Matthias. Da hast du recht! Aber es ist einmal so in der Welt: der Krug geht so lange zu Waßer, bis er den Henkel verliert. Klüger hätt' er gethan, wenn er in Ebernitz blieb, sein schön gebautes Häuschen und seinen Garten behielt, und seinen Handel im Stillen fortsetzte: aber da wollte er ein großer Herr werden. Es sind doch schon viele Jahre, daß er nach Unterbach zog; aber ich weiß noch recht gut, wie er in unser Dorf nach Garn kam.

Christoph. Freilich, freilich. Den dummen Streich hätt' er nicht machen sollen; aber alle Leute sprechen, daß seine Frau ihm nicht eher Ruhe gelaßen hätte, bis er in die Stadt gezogen wäre. Und zwar bloß aus dem Grunde, daß sie rechte Hoffarth treiben und ihrem Mädchen vornehme Kleider aufhängen könnte.

Matthias. Ich kenne sie nicht; kennst du sie?

Christoph. Gesehn habe ich sie auch niemals, aber von ihr gehört mehr als zu viel. Sie ist aus Krummthal, des Harzbauers Tochter.

Matthias. Aus Krummthal?

Christoph. Ja. Nun kannst du leicht denken, daß sie sich zum Stadtleben nicht recht schickte. Ach — wenn ich dir alles sagen sollte, was man von ihr erzählt, ich würde heute nicht fertig. Wie hat sie nicht ihre Eltern verachtet! —

Matthias. O ich habe auch schon so manches von ihr gehört; es spricht ja jetzt alles von ihr, wo man nur hinkommt.

Christoph. Da wirst du mir also auch recht geben, wenn ich sage, daß sie an seinem Unglück größtentheils schuld ist. Wenn sie nicht so viele Schulden heimlich gemacht hätte; so könnte sich der Mann vielleicht noch durch seinen Handel retten, weil man Mitleiden mit ihm haben und ihm aufs neue Geld borgen würde. Ist das nicht wahr, Matthias?

Matthias. Freilich; denn daß er bestohlen worden ist, dafür kann er ja nicht.

Christoph. I nu, wie mans nimmt. Hätte er seinem Schreiber nicht alles anvertraut, wäre er nicht immer in Gesellschaft gegangen, und hätte er dann und wann nachgesehen, wie es mit seinen Sachen stünde; so würde auch der Mensch ihn nicht so leicht haben bestehlen können. Das Sprichwort sagt: Gelegenheit macht Diebe. — Und das ist ein wahres Wort.

Matthias. Wenn aber er, sie und die Tochter im Hause gewesen sind, so hat doch der Schreiber nicht machen können, was er gewollt hat. Eines von ihnen wird doch wohl im Hause geblieben sein?

Christoph. Ja wenn sie das gethan hätten; aber daran war nicht zu denken. Er ging in seine Gesellschaft, sie in die ihrige, und das Mädchen kroch mit ihrem Liebsten wer weiß wohin.

Matthias. Ach ja, ja, mit dem Postschreiber.

Christoph. Ganz recht. Und wenn ich auch zugeben wollte, daß sonst eines ums andere zu Hause geblieben wäre; so hat es doch jetzt, da der Diebstahl geschehen ist, nicht sein können, weil die Tochter sich ein Vierteljahr lang in der Fremde aufgehalten hat.

Matthias. In der Fremde?

Christoph. Wenn du das noch nicht weißt, da weißt du nicht viel. (Beugt sich über den Tisch und spricht leiser, doch immer noch verständlich genug.) Sie sollte ja ein Kind vom Postschreiber kriegen, und eben deswegen heißt es, ist sie in die Fremde gegangen. Dort wird sie es wohl abgesetzt haben und wird dann in einiger Zeit wiederkommen. — Es soll mir nicht viel fehlen, daß jetzt, als der Diebstahl geschehen ist, die Mutter sie wieder hat nach Hause holen wollen.

Matthias. Nun da werden sie beide schöne Augen gemacht haben, als sie nach Hause gekommen sind.

Christoph. Ich glaube nicht, daß sie wieder da sind; man müßte doch wohl etwas gehört haben. — — Aber ich dächte wir machten uns wieder auf dem Weg.

Die beiden Landleute gingen zum Wirth, der an der Thüre stand, bezahlten ihr Bier und waren weg. Welche Gedanken ließen sie aber in Margarethens und Aennchens Seele zurück, da sie wegen der geringen Entfernung alles hatten vernehmen können. Etlichemal war Aennchen im Begriff gewesen, aufzuspringen und beiden wüthend in die Haare zu fallen: allein sie hatte die Wuth unterdrücken müßen, wenn sie nicht hatten erkannt werden

den wollen. Inzwischen war ihnen doch die Geschichte des Diebstahls nicht gleichgültig, welche sie eben so auf sich beziehen mußten als das übrige des Gesprächs. Wo waren nun ihre frohen Gedanken? Endlich entschloß sich Margarethe den Wirth, der sie nicht kannte, nach dem Diebstahl zu fragen, von welchem die Landleute bereits jetzt gesprochen hatten. Und was hörten sie? — „Wenn sie, sprach der Wirth, vollends nach Unterbach kommen werden, da können sie die Sache genauer erfahren; denn die ganze Stadt spricht davon. Ich weiß nur so viel, daß ein gewißer Faktor Wendel, der auch Kämmerer gewesen ist, von seinem Schreiber soll bestohlen worden sein. Ich kenne niemanden von der Familie, aber man spricht nicht viel Gutes von ihr, und viele meinen, es hätte nicht anders kommen können; denn er, sie und die Tochter hätten ein schlechtes Leben geführt, wären immer außer dem Hause geblieben und dergleichen. Wenn es wahr sein sollte; so dürfte man sich freilich nicht wundern, daß sich ein solcher Mensch die Gelegenheit zu Nutze gemacht hat.“ — Hier fiel ihm Margarethe ins Wort, frug was sie schuldig wäre und eilte in die freie Luft; denn die Rede des Wirths hatte sie beinahe unfähig gemacht, Odem zu holen. Stumm und in sich selbst verschloßen warfen sich beide in den Wagen, der sie vollends nach Unterbach bringen sollte. O wie so gern hätten sie sich wieder ent-

fernt,

fernt, wenn sie ein Mittel gewußt hätten; aber wo nun hin, da sie kein Geld mehr hatten?

In dieser Bestürzung und mit den quälendsten Gedanken sahen sie sich vor den Thoren der Stadt. Der Wagen raßelte auf dem gepflasterten Steinwege laut dahin, und es war ihnen dabei fast wie dem Mißethäter zu Muthe, der jetzt die Töne des Sünderglöckchens vernimmt. Jedes Menschengesicht vermieden ihre Augen, welches zur Seite des Wagens vorüber ging, und drückten so gut sie konnten, sich tief in die Ecken deßelben. Wie lieb wäre es ihnen gewesen, wenn ihr Haus im engsten Gäßchen der Stadt gestanden hätte, damit sie unvermerkt hineinschlüpfen und sich darin vor den Augen der Welt hätten verbergen können: denn als sie am Markte vor ihrem Hause ausstiegen, wie flogen da die Fenster der Nachbarn auf! Wie neugierig sah' man sie an! Vernehmlich hörten sie die Worte: „sie sind beide wieder da."

Gleich beim Eintritt ins Haus mußten sie sich von der Wahrheit der erzählten Geschichte überzeugen; denn sie sahen sogleich die Zeichen des gerichtlichen Verfahrens. Und als Martin erschien, blaß wie der Tod; als er sie mit den Worten empfing: — „Das haben wir von unserm freudenreichen Leben"; da sank Margarethe sinnlos in die Arme ihrer Tochter, welche einer ähnlichen Betäu-

bung

bung der Sinne nahe war. Sie erholte sich jedoch bald wieder um mit dem Zustande ihres Elends noch mehr bekannt zu werden. Wo ihre Augen hinblickten, fand sie Gegenstände, welche sie sonst die ihrigen genannt hatte, und die nur noch um deswillen versiegelt da standen, daß sie das Herz dieses Weibes durch ihre Gegenwart noch mehr belasteten.

Eilftes Kapitel.

Verschwunden war also die Ehre und das Ansehen, in welchem bisher die Wendelsche Familie gestanden hatte! Verschwunden der Reichthum, vermittelst deßen Margarethe und Aennchen sich vor den Bewohnern Unterbachs in den schönsten Kleidern zeigen, Lustbarkeiten und Ergötzungen der Sinne aller Art anstellen und die besten Speisen und Getränke genießen konnten. Ein Schimpf war nun ihren Ohren der Titel: Faktor, Kämmerer, Madam, Mamsell, — den Margarethe vorher so theuer erkauft hatte: ihre Kleider die ihnen übrig blieben, gereichten ihnen jetzt zum Spott und zur Verachtung bei allen denen, über welche sie sich empor geschwungen hatten; verschloßen waren die Thüren ihrer sonstigen Freunde, unter denen gerade die vertrautesten ihren Fall am meisten befördert hatten; und für ein Glück mußten sie es in ihrem Elende erkennen, daß ein armer Handwerksmann,

der in einem kleinen Gäßchen an der Stadtmauer wohnte, ihnen eine enge und dumpfige Stube zur Bewohnung einräumte. Solch' einen Fall hätte sich diese Familie nie geträumt, und jetzt traf er sie in seiner schrecklichen Wirklichkeit.

Unter ihren bisherigen Freunden war jedoch einer, welcher sie nicht verließ und dieser war — Herr Eckmann. Man weiß seine Absichten, welche er sonst gehabt hatte, nämlich — Vortheile von dieser Familie zu ziehn und Aennchens Sinnlichkeit zur Befriedigung seiner eignen Begierden zu benutzen. Jetzt sah er nun wohl, daß er sich die bisherigen Vortheile nicht mehr versprechen konnte: desto mehr aber hofte er auf die Erfüllung seiner wollüstigen Begierden. „Was ich sonst, dachte er, durch Schmeichelei gewann, erlange ich vielleicht jetzt um so leichter, weil Noth und Verachtung diese Familie drückt.“ Er erschien also unter der Larve mitleidiger und theilnehmender Freundschaft und wußte aufs neue die leichtgläubigen weiblichen Seelen zu täuschen, und für sich einzunehmen. Indeßen fand er an Martin nicht mehr den sorglosen und sichern Mann und Vater. Er verbot ihm im größten Ernst die Schwelle seiner Wohnung zu betreten und den Umgang mit seiner Tochter künftig fortzusetzen.

Wie konnte aber dieser Mann, der nun wieder genöthigt war, so wie einer seiner ehemaligen

Unter-

Unterhändler zur Fristung seines und seiner Familie Lebens, Garn für andre zu sammeln, wie konnte dieser seine Schritte beobachten, da er oft abwesend war und Eckmann von Margarethen und Aennchen aufs neue begünstigt wurde? — Dennoch aber fand Eckmann selbst, theils bei Aennchen mehr Widerstand als sonst, theils zu viele anderweitige Hinderniße im freien Genuße, da Margarethe nie die Stube verließ, und Aennchen der Schande wegen, auch keinen Fuß aus dem Hause zu setzen wagte. Welche Gedanken und Entwürfe entstanden daher in seiner schändlichen Seele! welche Vorsätze, um dennoch seinen Zweck zu erreichen!

Er hatte bereits schon seit einiger Zeit die große Unzufriedenheit mit ihm an seinem Herrn bemerkt und konnte daher leicht glauben, daß er nicht mehr lange Postschreiber in Unterbach bleiben würde. Mancherlei Entwürfe und Pläne waren also schon durch seine Seele gegangen; aber keinen hatte er der Ausführung werth gehalten. Jetzt gab Aennchens Vorfall ihm Veranlaßung einen vesten Vorsatz zu faßen; den er auch wirklich ausführte.

Er benutzte die wenigen Augenblicke, wo er mit Aennchen allein sein konnte, um ihr mehr als sonst seine große Liebe und Zärtlichkeit zu gestehn; wie er entschloßen sei, alles zu wagen sie glücklich zu machen, und wie groß seine Glückseligkeit auf

Erden sein würde, wenn er unzertrennlich mit ihr leben könnte. Bei Aennchens Umständen war es sehr leicht, daß sie alles als reine Wahrheit betrachtete. Außer der Neigung, welche sie zu ihm schon in ihren glänzenden Tagen gehabt hatte, mußte es ihrem Herzen allerdings schmeicheln, daß er seinen vorgeblichen Gesinnungen nach wie vor so treu blieb. Auf irgend eine andre eheliche Verbindung konnte sie sich keine Hofnung mehr machen, da sie täglich neue Beweise erhielt, in welchem Rufe sie stand, und überdies war Eckmann derjenige, mit welchem sie schon im vertrauten Umgange gelebt hatte, und durch den die Triebe ihres Geschlechts so stark genährt worden waren. Eckmann fand also bei ihr das Vertrauen auf seine Versicherungen, welches er sich versprochen hatte. Nun fuhr er in seiner Verstellung fort, sie um Rath zu fragen, wie sie beide ihre Absichten erreichen könnten. Was konnte sie aber hierauf anders antworten, als daß Unterbach nicht der Ort sei, wo sie künftig ehelich leben könnten? theils weil ihr Vater in ihre Heirath nicht willigen würde, theils auch, weil die jetzige Verachtung und Schande, welcher sie ausgesetzt wäre, sie lebenslang verfolgen und ihre Tage höchst traurig machen würde.

Eckmann hatte sie also dahin gebracht, wohin er sie bringen wollte, nämlich daß sie ihm selbst den Rath geben mußte, heimlich mit ihr zu entweichen

und

und an irgend einem Orte als Mann und Frau gemeinschaftlich zu leben. Ihr beiderseitiges Bemühen ging also dahin, diesen Vorsatz so bald als möglich sicher und ohne Hindernisse ausführen zu können.

Es wurde dazu ein Sonntag bestimmt, weil Aennchen wußte, daß an diesem Tage ihr Vater Nachmittags ausgehen und wahrscheinlich des andern Tages erst wiederkommen würde. Gern hätte sie wie Griffert Geld und andre Dinge von Werth mitgenommen, wenn ihre Eltern nur irgend etwas davon gehabt hätten. Sie mußte selbst auf die ihr übrig gebliebenen Kleider Verzicht thun, weil ihre Mutter stets zugegen war. Nur etwas weniges wußte sie einzupacken und bis zur Flucht zu verbergen. Weit mehr aber als sie kränkte es Eckmann, daß sein Herr zu genau auf ihn Achtung gab, und er nicht im Stande war, ihm etwas zu entwenden. Seine Sachen hingegen wußte er vorher nach und nach fortzuschaffen und zu einem seiner alten Freunde zu schicken. Das nöthigste konnte er leicht mit sich nehmen.

Der Abend des Tages war da. Aennchen gab vor, daß sie ihrer Gesundheit wegen nothwendig einmal in die freie Luft gehen müßte, und da jetzt Mondschein wäre, wollte sie die Zeit benutzen. Margarethe hatte keinen Verdacht, und so

war

war Aennchen bald ungehindert zum Thore hinaus und fand ihren Eckmann an dem Orte, den sie zur Zusammenkunft bestimmt hatten. Sie nahmen den kürzesten Weg zur Gränze, und kamen ungehindert nicht nur dahin; sondern auch in einigen Tagen glücklich nach Berlin, wo Eckmanns Freund, zu dem er seine Sachen geschickt hatte, als Bediente lebte. Die genauere Beschreibung ihrer Reise würde nur unnöthige Weitläuftigkeiten verursachen, weil ihnen nichts erhebliches begegnete. Daß sie vor der Welt nicht bloß Eheleute waren, wofür sie sich ausgaben, sondern daß sie wirklich als solche mit einander umgingen, läßt sich theils schon im voraus denken, theils mit wenig Worten sagen. Aennchen glaubte zur Vergütung ihres Elendes zu diesem Genuße berechtigt zu sein, und hielt es auch für eine gewiße Schuldigkeit, ihrem Begleiter vor der Trauung die ehemaligen Freiheiten zu erlauben, weil er wie sie dachte, bloß aus Liebe zu ihr Unterbach verlaßen hätte und sie an ihm einen Retter sowohl, als in der Folge einen Gatten haben würde.

Eckmanns Freund wußte ihn bald durch seine Bekanntschaft als Bediente anzubringen, und Aennchen als seine vorgebliche Frau miethete sich ein kleines Stübchen. Beide waren froh, daß ihnen ihr Unternehmen so gut gelungen war, und überließen sich ganz der Wollust und der Befriedigung ihrer

sinnlichen

sinnlichen Begierden. Allein dies Leben konnte ohne irgend einen Erwerb nicht lange bestehn, da Eckmann in Unterbach eben nicht viel erspart hatte, und sein jetziger Lohn nicht so groß war um sich und Aennchen zu erhalten. Ueberdies gehörte ihre Erhaltung und Ernährung nicht in seinen Plan; er wollte durch sie bloß seine sinnlichen Begierden befriedigen. Unter andern konnte man es aus seinen Einwendungen sehen, welche er machte, wenn Aennchen ihm vorstellte, daß es doch beßer sei, wenn sie sich trauen ließen. Er meinte dann, es sei hier wo sie unbekannt wären nicht nöthig, und wenn es geschähe, so müßten sie wahrscheinlich Zeugniße aus Unterbach haben, wodurch sie gezwungen wären, ihren Aufenthalt zu verrathen. Nachgerade ließ sichs Aennchen gefallen.

Aber der Mangel! der Mangel! da sie immer mehr und mehr erkannte, daß der Genuß der Wollust sie nicht vor dem Hunger schützen und ihr Unterhalt geben könnte! was sollte sie thun, was vornehmen, um ihn zu tilgen? Die Arbeiten, womit sie sich bisher beschäftigt hatte, waren von der Art, daß sie ihr mehr in Gesellschaften zur Unterhaltung gedient hatten. Aus Noth mußte sie freilich ihre Zuflucht zu ihnen nehmen. Sie strickte und nähte, so wenig es ihr auch einbrachte, da in einer Stadt wie Berlin, sehr viele mit größerer Geschicklichkeit und Fertigkeit sich davon nährten.

Und nun die liebe Langeweile! Den größten Theil des Tages mußte sie allein zubringen, da Eckmann als Bediente den ganzen Tag beschäftigt war. Wie quälend wurde ihr die Einsamkeit, weil sie von Jugend auf immer in Gesellschaft gelebt hätte; die Zeit ausgenommen, welche sie in Brandenburg ihrer Niederkunft wegen hatte zubringen müßen.

Doch — nicht Mangel — nicht Langeweile allein quälte sie jetzt. Es gesellte sich mit der Zeit noch ein anderes Bedürfniß hinzu, welches Aennchen zwar fühlte, deßen Quelle aber ihr unbekannt war. Zur Aufsuchung derselben sind einige Rückblicke auf ihre Erziehung nöthig. — — Margarethe hatte sie in ihrer frühsten Jugend sehr weichlich erzogen. Ihren Körper hatte sie vor jedem rauhen Lüftchen zu schützen gesucht, und hatte ihre Nerven durch angenehme und gewürzhafte Speisen und Leckereien schon frühzeitig reitzbar gemacht. In der Folge war sie durch Anleitung ihrer Mutter zum Genuße hitziger Getränke und anderer wohlschmeckender aber für ein junges Mädchen schädlicher Speisen gewöhnt worden. Wie konnte es daher anders sein, als daß die Reitzbarkeit ihrer Nerven in ihrem völlig mannbaren Alter einen sehr hohen Grad erreicht hatten; um so mehr, da sie durch Eckmanns Verführung nicht nur genährt, sondern völlig entzündet worden war? Diesem wollüstigen Feuer glaubte sie nun, im freien Umgange mit

ihm, sattsame Genüge zu thun: aber sie fand sich sehr bald in ihren Hoffnungen getäuscht. Dieser Wollüstling hatte sich durch seine frühzeitigen Ausschweifungen auch frühzeitig zum Greise gemacht, und seinen Körper völlig geschwächt und verdorben. Durch seine erneute Zügellosigkeit opferte er bald seine letzten Kräfte der Wollust auf. Aennchens Begierden standen in lichten Flammen und blieben unbefriedigt.

Allein so tief Aennchen auch schon zum Laster und zu einem wollüstigen Leben herabgesunken war, so ist es doch billig, ihr die Gerechtigkeit wiederfahren zu laßen, daß sie eine Zeitlang muthvoll mit sich selbst kämpfte, daß sie ihre Leidenschaften auf den Umgang mit Eckmann einzuschränken suchte, und ihm dadurch eine Treue bewieß, die er nicht verdiente. Aber es wirkten mehrere Umstände gemeinschaftlich zu stark auf sie, daß sie endlich den Leidenschaften den Sieg überließ. Die vorzüglichsten dieser Umstände waren — die ungewohnte Einsamkeit, in der sie den größten Theil des Tages zubrachte, der Mangel der sie immer mehr und mehr drückte und der Anblick solcher männlichen Gegenstände, welche sie in Unterbach nie gesehn hatte, und welche die Schönheit und Annehmlichkeit, wodurch Eckmann ihre Neigung gewann, weit hinter sich zurückließen.

Die Bahn des Lasters erscheint gewöhnlich als ein anmuthiger Blumenweg und der Mensch, der den

Hang seiner Sinnlichkeit ihn zu betreten fühlt, hat dann allemal so viele Entschuldigungen und Rechtfertigungen, womit er sein eignes Gewißen einzuschläfern und die Einwendungen seines Verstandes zu widerlegen sucht; daß die Sinnlichkeit größtentheils die Oberhand behält. Da nun Aennchens Verstand weder durch Erziehung, noch in der Folge durch Umgang mit gebildeten und tugendhaften Personen aufgeklärt worden war; so wandte derselbe gegen den mächtigen Reitz ihrer Sinnlichkeit wenig ein. — „Es ist meiner Gesundheit offenbar schädlich, dachte sie, wenn ich so einsam wie jetzt in meiner Stube bleibe: ich will mir Bewegung machen, und vielleicht — wer weiß denn alle Fälle, mache ich neue Bekanntschaften, und finde Gelegenheit mir etwas zu verdienen.“

Mit diesen Gedanken ging sie etliche Tage gegen Abend, ehe Eckmann zu ihr kam, auf der Straße spatzieren, wo sie wohnte, und kehrte zurück, ohne daß ihr etwas besonderes begegnet wäre. Die Straße war lang und sie konnte hinlängliche Bewegung finden, wenn sie in ihr auf und nieder ging. Eines Tages aber, der ein besonders heiterer Tag war, versuchte sie es durch eine Queerstraße zu gehn, um eine andre Gegend der Stadt zu besehen. Sie fand vieles, was ihre Neugierde reitzte, und vergaß bei der Betrachtung dieser neuen Gegenstände zur rechten Zeit ihren Rückweg anzutreten. Endlich

besann

besann sie sich und wollte zurück. Sie ging lange, aber sie konnte die Straße nicht wiederfinden, auf welcher sie wohnte. Sie fragte verschiedenemal; aber eben durch das Hin- und Herweisen wurde sie nur noch irriger: und da man endlich die Laternen in den Straßen anzündete, war sie noch weniger im Stande ihre Wohnung wiederzufinden. Sie blieb daher an einer Ecke stehn, frug eine Frauensperson aufs neue nach ihrer Straße und bot ihr Geld an, wenn sie sie dahin bringen wollte. Sie aber weigerte sich.

„Kann ich die Ehre und das süße Vergnügen haben, sie dahin zu begleiten Mamsell; so erbiete ich mich mit Freuden zu ihrem Gesellschafter. Ich bin eben auf dem Wege dahin.“ — Mit diesen Worten trat ein sehr wohlgekleideter junger Mann zu Aennchen und sie nahm sein Anerbieten mit Freuden an. Er reichte ihr seinen Arm und Aennchen fand ihn so artig, so höflich, daß sie nachgerade ihre Verirrung als einen glücklichen Zufall betrachtete. Durch ihre Unterhaltung erfuhr ihr Begleiter — der Herr von Ziest, sehr bald, daß Aennchen erst vor zwei Monathen nach Berlin gekommen sei: sie sei, sagte sie, durch einen Anverwandten, der ihr viele Versprechungen gethan aber sein Wort nicht gehalten hätte, hierher gebracht worden. Diese Nachrichten waren dem Herrn von Ziest sehr angenehm, da er sahe, daß Aennchen ein junges und schönes Mädchen

sei.

sei. Er fuhr in seinen Schmeicheleien fort, reitzte Aennchens Ehrgeitz und fand sehr bald, was er zu wißen wünschte. — Auf einmal blieb er stehn: „Hm! sagte er, so sonderbar ist mirs noch nie gegangen. Ihre Unterhaltung Mamsell, war so reitzend — so zauberisch für mich, daß ich mich selbst darüber vergaß. Ich sehe jetzt, daß wir in eine unrechte Straße gekommen sind; sie werden die Güte haben müßen, sich mit mir durch diese Queergaße zu bemühen. — Doch wie ungerecht würde ich an ihnen handeln, wenn ich sie nicht erst um die Gefälligkeit ersuchte, eine kleine Erfrischung anzunehmen. Ich kenne hier ein Haus, wo man sie haben kann, und sie sind ohnstreitig durch den langen Weg ermüdet worden.“ — Aennchen weigerte sich zwar eine Weile sein Anerbieten anzunehmen und sagte unter andern, daß ihr Anverwandte vermuthlich auf sie warten würde: allein seine Bitten waren so schmeichelnd und drangen Aennchen so tief ins Herz, daß sie ihm folgte. Er ging mit ihr in — — — —

Doch wo er hinging läßt sich leicht errathen. Der Herr von Ziest war einer von jenen Wüstlingen, welche die Glückseligkeit des Lebens in Ausschweifungen jeder Art suchen. Er lebte in Berlin, da er ohnlängst Besitzer seiner väterlichen Güter geworden war, und sein Leben nicht in der Einsamkeit wollte verschleichen laßen. Als er jetzt Aennchen fand, war auch schon sein Plan gemacht, um so mehr da er sie

so gefällig und nachgebend fand. Seine Verirrung war ein bloßes Vorgeben und das Haus, wohin er sie führte, war eines von denen, wo er seine Lüste schon oft befriedigt hatte.

Schon näherte sich die Stunde der Mitternacht, als Aennchen am Arm ihres Verführers dies Haus wieder verließ. Noch berauscht vom Genuße des Weins und der Befriedigung ihrer Leidenschaften, eilte sie mit ihm ihrer Wohnung zu, welche sie nun sehr bald erreichten, ohne daran zu denken, daß das Haus verschloßen sein würde. Doch auch hier mußte sichs sonderbar treffen, daß die Thüre eines nächtlichen Vorfalls wegen nicht verschloßen war, und sie daher ungehindert in ihre Stube kommen konnte.

Die Nacht verging und mit ihr die Berauschung ihrer Sinne. Anstatt aber, daß sie nun mit kalter Vernunft über das Geschehene nachdenken, und Reue über ihre Handlungen hätte fühlen sollen, freute sie sich vielmehr des genoßenen Abends und besahe mit Wohlgefallen das Geld, welches sie von ihrem Verführer erhalten hatte. Es war hinreichend, daß sie diesen und mehrere Tage ohne den bisher gefühlten Mangel durchleben konnte. Nur der Umstand machte sie besorgt, daß Eckmann ihr Vorwürfe machen und mißtrauisch auf sie werden würde, da doch seine Freundschaft und sein vertrauter Umgang ihr in vielen Dingen noch nützlich sein konnte. Wie angenehm

nehm war es ihr also, als Eckmann gleich beim Eintritt in ihre Stube ihr den Vorfall unwillig erzählte, daß er die vorige Nacht mit seiner Herrschaft bei einem Schmauße außer der Stadt hätte zubringen müßen. Aennchen sahe hieraus, daß er von ihrem gestrigen Außenbleiben nichts wußte.

Abgeredetermaaßen fand sich der Herr von Ziest bald wieder bei ihr ein, und da sie sah', daß dieser und seine folgenden Besuche jedesmal mit ansehnlichen Geschenken an baarem Gelde und andern Dingen begleitet waren: so sahe sie ihn mit Vergnügen kommen. In kurzer Zeit fanden sich auch andre Herren bei ihr ein, die sich wie jener bewiesen, und Aennchen dachte, daß sie unter solchen angenehmen Bedingungen einem wie dem andern gleiche Freiheiten erlauben könnte. Sie wurde immer mehr und mehr bekannt, und ihre Baarschaft wuchs dabei so ansehnlich, daß sie nicht nur für ihre Nahrung vollkommen hinreichte; sondern ihr zu neuen Kleidern, zum Putz und zu andern Bequemlichkeiten sehr viel übrig blieb. Nun glaubte sie Eckmann, der in ihren Augen beim Umgange mit andern Mannspersonen nach und nach alles verloren hatte, ganz entbehren zu können. Sie miethete sich eine andre bequeme Wohnung, nahm ein Dienstmädchen an, ließ sich Kleider nach dem neusten Geschmack verfertigen und gestand Eckmann, dem sie bisher ihre angenommenen Besuche so viel als möglich verheimlicht hatte, die

Ver=

Veränderung, welche sie vorzunehmen willens sei: es stehe ihm als einem alten Bekannten frei, sie auch künftighin zu besuchen.

Eckmann der sich zwar stellte, als ob ihm diese Nachricht ganz unerwartet sei, hatte diese Besuche schon längst theils daraus gemuthmaaßt, weil Aennchen über keinen Mangel mehr klagte, theils durch sorgfältiges Nachfragen umständlich erfahren. Ihm war daher auch Aennchens Entschluß nicht auffallend; denn er kannte ihre Eitelkeit und ihren Hang zum üppigen Leben. Ja es war ihm sogar lieb, daß sie sich diese schändliche Lebensart wählte, weil er sich selbst überzeugte, daß er ihre Leidenschaften nicht mehr zu befriedigen im Stande sei; es war ihm lieb,— denn er konnte als ihr ehemaliger Liebhaber doch hoffen, daß sie ihn in mißlichen Umständen unterstützen würde, da er im Gegentheil für sie hätte sorgen müßen, wenn sie im Stillen von ihrer Hände Arbeit leben und die Bahn der Tugend hätte betreten wollen.

Vermittelst der körperlichen Reitze und der Schönheit, welche Aennchen besaß, war es nicht zu verwundern, daß ihre Bekanntschaft sich immer mehr vergrößerte, und daß ihr Nahme bald einer großen Menge derer bekannt war, welche die süßen Bande einer edlen und rechtmäßigen Liebe fliehen und lieber in den Armen niedriger Buhldirnen ihre Männlich-

keit

keit verhauchen. Sie selbst aber fand durch dies Gerücht ihre Eitelkeit so geschmeichelt, daß es ihr nicht in den Sinn kam, wie schändlich der Grund und die Quelle ihrer Bekanntschaft war. Jede sinnliche Neigung wußte sie nun zu befriedigen, da sie einen immer höhern Preiß auf den Genuß ihrer Reitze setzte und folglich Mittel hatte, ihre thörichten Wünsche aller Art sattsam zu erfüllen. — Die Bahn des Lasters scheint wie schon oben gesagt, ein angenehmer Blumenweg zu sein, und diese Vorstellung hatte auch Aennchen von ihrem Leben. Denn ob sie gleich schon die traurigen Folgen ihres ersten Vergehens in Unterbach schmerzlich empfunden hatte; so hielt sie doch jene Leiden nicht für die Folgen ihrer Handlungen, sondern für Lasten, welche der Eigensinn ihres Vaters und überhaupt die Zusammentreffung mehrerer Umstände ihr aufgebürdet hätte.

Die Reihe ihrer Ausschweifungen wurde durch nichts gestört, als bisweilen durch das Andenken an ihre Mutter, von der sie vermöge ihrer Zärtlichkeit wißen konnte, daß der Gram über ihre Entfernung sehr an ihrem Herzen nagen würde. Zu ihrer größern Sicherheit aber hatte sie gleich im Anfange ihren Nahmen verändert und nannte sich Vandelli. Eckmann der binnen der Zeit bei verschiedenen Herrschaften als Bediente lebte, hatte immer noch freien Zutritt bei ihr, außerdem aber waren seine ehemaligen Rechte sehr geschmälert. Endlich wurde er,

da

da er im Dienst treulos sich gezeigt und einen Diebstahl hatte begehen wollen, gefänglich eingezogen, wo er sein lasterhaftes Leben beschloß. Kann ihm wohl ein Edler die Thräne der Wehmuth zollen? Und wer verlangt wohl umständlicher die Geschichte seiner letzten Tage und seines Endes zu wißen?

Zwölftes Kapitel.

Es war an einem Sonntage Abends, als Aennchen ihre Mutter unter dem Vorwande verließ, frische Luft zu schöpfen. Anfänglich, da sie in der versprochenen Zeit nicht wiederkam, dachte Margarethe: „vermuthlich ist sie weiter gegangen, als sie sich vorgenommen hatte. Das arme Mädchen! Wer kann's ihr verargen, da sie so lange nicht an die Luft gekommen ist.“ — Endlich aber wurde ihr die Zeit bei der einsamen Lampe zu lang; sie ging etlichemal vor die Thüre und an der Stadtmauer hin bis ans Thor, aber Aennchen wollte nicht kommen. Eine Menge von Gedanken und Muthmaaßungen irrten in ihrer Seele umher, aber keine Muthmaaßung wollte sie beruhigen. Es verging eine Stunde nach der andern, so lang ihr auch jede von ihnen wurde, und mit jedem Stundenschlage wurde ihr mütterliches Herz ängstlicher. Kein Schlaf kam ihr in die Augen, das kleinste Geräusch hielt sie für den Gang ihrer Tochter — jedes Bellen eines Hundes für das Zeichen

ihrer Wiederkunft: aber vergeblich, Aennchen kam nicht. Mit angstvollem Herzen sahe sie die Morgenröthe anbrechen; es wurde allmählich Tag, aber in ihrer Seele Nacht: denn kein Strahl von Hoffnung wollte sie erhellen. Bei der ersten Eröffnung des Thors eilte sie hinaus ins freie Feld; aber nirgends— nirgends war eine Spur von Aennchen zu finden. Thränen stürzten aus ihren Augen und mit Thränen und Schluchzen kehrte sie in ihre Wohnung zurück.

Kaum hatte sie hier eine Weile im dumpfen Gram mit untergestütztem Haupte gesessen, als ein Bote von der Post kam, welcher sie frug, ob Eckmann nicht hier sei. Diese Anfrage, welche sie mit — nein beantworten mußte, brachte sie mit einemmal auf den Gedanken, daß Aennchen vielleicht gar mit ihm entwichen sei. Und ihre Muthmaaßung erhielt dann noch mehr Wahrscheinlichkeit, als sie das Gerücht vernahm, daß der Postschreiber wirklich davon gegangen wäre. Man habe nichts mehr von ihm gefunden, hieß es, alle seine Sachen wären weg. Margarethe ging nun sogleich, um nachzusehn, ob auch von Aennchens Sachen einige fehlen würden, und da sie die mitgenommenen sehr bald vermißte; wankten ihre Knie, stumm und starr sah sie vor sich hin und der Gedanke: Aennchen ist fort, — stand in Riesengröße vor ihrer Seele. Das schrecklichste dabei war, daß sie sich die Gefahr ihrer Tochter vorstellte und den unauslöschlichen Schimpf, wenn Eckmann irgend

etwas entwendet hätte, und ihm nun Steckbriefe nachgeschickt würden, die ihn einholen könnten. Sie sah' ihre Tochter schon in Ketten und Banden vor sich, und war nun ungewiß, ob sie nicht lieber wünschen sollte, daß ihre Tochter glücklich mit ihm davon käme.

In dieser fürchterlichen Beklemmung des Herzens fand sie Martin, der von seiner Reise wieder zurückkam. Er merkte sogleich, daß etwas außerordentliches vorgefallen sein müßte: denn die Traurigkeit, welche Margarethe seit ihrem Fall gezeigt hatte, war nicht so auffallend gewesen, als der Seelenzustand, in welchem sie sich jetzt befand. Eben so befremdend kam es ihm vor, daß er Aennchen nicht sah, welche bisher — zumal in den vormittägigen Stunden nie ausgegangen war. Er frug nach ihr, und statt der Antwort stürzten Thränen aus Margarethens Augen. Ihre Seufzer erlaubten ihr nicht zu reden.

Als er dann endlich den wahren Zustand der Sache erfuhr; so erfüllte sein Herz ebenfalls ein drückender Jammer über den Verlust seiner Tochter und besonders über die Art ihrer Entweichung. Auch er besorgte wie Margarethe, daß Eckmann einen Raub an seinen bisherigen Herrn möchte begangen haben, daß man ihn nebst seiner Tochter auffangen und nach Unterbach zurückbringen möchte, und daß

dadurch ihr elender Zustand noch trauriger und schrecklicher werden würde. Um hiervon wenigstens einiges Licht zu erhalten, ging er unverzüglich zum Postmeister, den die ganze Stadt als einen offnen und biedern Mann kannte, und von dem also auch Martin die reine Wahrheit zu erfahren hoffen konnte. Er bat ihn gleich bei seinem Eintritt um die Erlaubniß, mit ihm einige Worte ohne Zeugen reden zu dürfen. Sie sind ein Beweiß, welchen Einfluß Martins Umsturz in Rücksicht der Ehre und des Reichthums, auf seine Denkart und seine Gesinnungen gehabt hatte.

„Sie sehen, sprach er zu ihm, als er mit ihm allein war, einen unglücklichen Mann und Vater vor ihren Augen! Mein Fall ist ihnen bekannt, denn die ganze Stadt, so wie die umliegende Gegend, spricht laut davon, ohne daß ich im Stande sein könnte, allen die davon reden, die wahren Ursachen und Veranlaßungen meines Unglücks zu entdecken. Ihre Rechtschaffenheit aber und ihr vortreflicher Karakter läßt mich hoffen, daß ich mich durch einige Geständniße bei ihnen rechtfertigen darf, und daß sie mir in meiner Ungewißheit nicht nur die Wahrheit sagen, sondern zugleich den besten Rath geben werden. — Ich wurde von rechtschaffnen Eltern geboren und erzogen; die edelsten Grundsätze brachten sie in meine Seele, welche ungehindert in mir sich vestsetzten, da ich mit ihnen auf dem Lande lebte und keiner Verführung ausgesetzt war. Ich suchte mir in der Folge

eine

eine Gattin von gleicher Denkart, und ich fand mein jetziges Weib. Wir durchlebten die glücklichsten Tage in zärtlicher Liebe und Eintracht, und hatten meinen redlichen Vater bei uns, der uns mit Lehre und Beispiele voranging. Allein bei der gefahrvollen Geburt meiner Tochter, änderten sich die Gesinnungen meiner Frau, sie legte sich einen zu hohen Werth bei, wurde dadurch eitel, nachläßig in ihren Geschäften und hatte eine unbegränzte Liebe und Zärtlichkeit gegen ihr Kind, welches sie verzog. Da ich sie liebte, und die traurigen Folgen einer solchen Erziehung nicht kannte, da zugleich unsre Vermögensumstände sich ansehnlich verbeßerten; so bediente ich mich keiner Mittel, die Gefahr von mir abzuwenden. Mein Vater starb und nach seinem Tode ließ ich mich von meiner Frau, welche von habsüchtigen und falschen Freunden in ihrer Eitelkeit bestärkt worden war, bereden, hierher nach Unterbach zu ziehn. Wider Erwarten vergrößerte sich mein Handel noch mehr und also auch meine Einnahme: ich ward sicher und meine Frau und Tochter überließen sich immer mehr und mehr ihren Neigungen und Wünschen. In kurzer Zeit waren wir, die wir die Fallstricke niederträchtiger Menschen nicht kannten, mit einem Schwarm falscher und verstellter Freunde umgeben. Das Herz meiner Frau und Tochter war bald bestrickt, und auch ich wurde durch sie zur Nachläßigkeit in meinem Beruf, zur Spielsucht und zum Trunk verleitet. Der Anfang meines Unglücks war die Schändung

meiner

meiner Tochter durch ihren Schreiber Eckmann, der mir seiner Schmeicheleien wegen nie gefiel, aber desto mehr bei meiner Frau und Tochter dadurch gewann. Als jetzt mein Unglück in seiner ganzen Größe auf mich niedergestürzt war, verbot ich ihm, die Schwelle meiner Wohnung zu betreten; aber wahrscheinlich hat er, da ich nicht gegenwärtig sein konnte, aufs neue Mittel gefunden, meine Frau und Tochter zu hintergehn und ist ohnstreitig mit meiner Tochter entwichen. Haben sie nun die Güte mir zu sagen, ob er ihnen etwas entwendet hat, und ob sie ihn durch Steckbriefe müßen aufsuchen laßen. Wäre dies, so müßte ich als ein ohnedem tief gebeugter Vater, einen neuen schrecklichen Anblick erwarten, — meine Tochter als Theilnehmerin vielleicht in Banden zu sehn."

Der Postmeister nahm Martins Hand, versicherte ihn, daß er an seinem Unglück sehr vielen Antheil genommen, und sein Haus schon vorher wegen der bevorstehenden Gefahr bedauert habe, sagte ihm, daß er stets eine gute Meinung von seinem Karakter gehabt habe, daß sie aber durch sein jetziges Geständniß noch um vieles erhöht werde, und fügte endlich folgendes hinzu: — „Daß mein bisheriger Schreiber davongegangen ist, setzt mich in keine Verlegenheit, weil ich ihn ohnedies bald verabschiedet hätte, und weil er mir nichts hat entwenden können, da ich beständig ein scharfes Auge auf ihn

warf. Nur in so fern kränkt mich seine Entweichung, weil er wahrscheinlich ihre Tochter beredet hat, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen. Auf keinen Fall wird er durch öffentliche Bekanntmachung von mir aufgesucht werden, und ich wollte ihnen rathen, ihrer Tochter wegen ein Gleiches zu thun. Ihre Anhänglichkeit an diesen Menschen und die Schande die sie hier erwarten müßte, würden sie verhindern, ihre Rückkehr zu veranstalten. Wünschen sie mit mir, daß die Augen ihrer Tochter geöffnet werden, daß ihr Gewißen die begangenen Vergehungen ihr vorhält, und daß sie durch Umstände dahin gebracht wird, die Bahn des Lasters zu verlaßen: alle andere Maaßregeln die sie ergreifen könnten, würden meines Erachtens vergeblich sein."

Martin erwiederte, daß er seinen Rath befolgen würde, dankte ihm für sein freundschaftliches Mitleid und eilte zurück, um seiner Frau in ihrer Schwermuth beizustehn und sie zu trösten, so sehr auch sein eignes Herz verwundet war. Daß aber seine Tröstungen wenig Einfluß auf ihre Beruhigung hatten, läßt sich leicht denken; denn Aennchen kam dadurch nicht wieder. Auch die Maaßregeln wollten ihr nicht gefallen, welche Martin zu befolgen willens war; sie wollte lieber Himmel und Erde aufbieten, ihr einziges Kind, ihr Aennchen wieder in ihre Arme zurückzubringen. Mit einem

Wort,

Wort, es war der bedauernswürdigste Zustand in dem sich Margarethe befand; denn Armuth, Verachtung und Schande hatte sie beim Anblick ihrer geliebten Tochter vergeßen, und dies Kleinod, das einzige was ihr in ihrem Elende übrig geblieben war, hatte das grausame Schicksal nun auch von ihrer Seite gerißen. Das Herz dieses Weibes war unheilbar verwundet!

O welch' ein unschätzbarer Werth liegt in einer guten und edlen Erziehung! Das Unglück welches die Wendelsche Familie traf, fühlte gewiß Martin am meisten, denn er war als Mann verbunden, seine Familie zu ernähren, und hatte also außer der Verachtung und Schande, welche ihn mit seinem Weibe drückte, außer dem Kummer, welcher sein väterliches Herz seiner Tochter wegen erfüllte, auch die Sorgen der Nahrung, denen er in seinem ganzen Leben nie ausgesetzt war. Aber die guten Grundsätze die ihm sein Vater beigebracht hatte, unterstützten ihn in seinem Leiden. Er fand den Grund seines Unglücks in sich selbst und in dem Leben seiner Frau und Tochter; folglich wußte er sich nicht nur in seinen jetzigen Zustand zu schicken, sondern dankte zugleich der Vorsehung für seine Leiden, wodurch er auf den Weg der Tugend zurückgebracht wurde. Und ob er gleich seiner Tochter wegen in trauriger Ungewißheit leben mußte, so glaubte er doch, daß auch sie durch harte Schicksale gebeßert werden würde. Nur Margarethe war

nicht im Stande sich zu faßen und ihre Thorheiten als die Quelle ihres Unglücks zu erkennen. Ihre Verblendung und ihre übertriebene Zärtlichkeit zu ihrer Tochter, machte sie zu jedem Nachdenken unfähig. Und dieser Umstand preßte noch häufig die bittersten Seufzer aus seiner Brust.

Seine Perücke hatte er abgelegt und ging wieder in seinem ungepuderten schwarzen Haar. Seine bisherigen Kleider, die er als Faktor und Kämmerer getragen hatte, waren verkauft; er trug einen einfachen Ueberrock, wie er ihn ehedem getragen hatte, ohne sich dieser Verwandlung zu schämen. Auch suchte er Margarethen dahin zu bringen, mit ihm die Stadt zu verlaßen und auf dem Lande sich im Verborgenen bei einem Bauer einzumiethen, oder die Stube zu beziehen, welche er glücklicher Weise beim Verkauf seines Hauses in Ebernitz sich ausbedungen hatte. Allein weder zu dem einen noch zu dem andern war Margarethe zu bringen. Ob sie sich gleich ihrer vorigen Kleidung in Unterbach schämte uud fast gar nicht ausging; so hatte sie doch immer noch Eitelkeit genug, welche sie hinderte, ihre Einwilligung zu dem Entschluße ihres Mannes zu geben. Mit Fingern würden die Leute auf mich weisen, dachte sie, wenn ich wieder nach Ebernitz käme und wer mich sähe würde seinen Spott über mich auslaßen. „Ich will, sagte sie zu ihrem Manne, da leben und sterben, wo ich mein Aennchen zum letztenmal gesehn habe.“

Martin drang also auch nicht weiter in sie, sondern war nur bemüht, ihre zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, und ihren Gram, so viel er konnte zu lindern. Aber dieser nagte zu sehr an ihrem Herzen; wo sie ging und stand schwebte Aennchen vor ihren Augen. Sie verfiel in eine Auszehrung, wozu ohnedies ihr bisheriges Leben den Grund gelegt hatte, und im kurzen wandelte sie wie ein Schatten einher und näherte sich augenscheinlich ihrem Grabe. Der gute Martin that alles, scheute keine Arbeit, keine Mühe, nahm den geschicktesten Arzt an, aber seine Sorgfalt und die Bemühungen des Arztes waren umsonst. Nach Verlauf von drei Vierteljahren trug man sie ohne Gepränge ins Grab, auf dem Wege, wo Aennchen ehedem so oft mit ihrem süßen Eckmann dem anmuthigen Hain zugeeilt war.

Da stand nun der Mann, der in seinem Knaben- und Jünglingsalter von den rechtschaffensten Menschen umgeben war, einsam und verlaßen! Da stand er, welcher ehedem geliebt von seinem Weibe und Kinde, und geehrt von allen denen, die ihn kannten, vermöge seines Reichthums und Ansehens, keine Mühseligkeiten des Lebens empfunden hatte, — allein auf der Welt, ohne Vermögen und Ansehen, ohne Freunde und Rathgeber, ohne Gattin und Tochter! Nichts war ihm mehr übrig! — Doch nein, in ihm selbst — in seinem Geiste lagen die

Hülfsquellen, welche ihn aufrecht hielten. Er sahe jetzt alles mit andern Augen an, und wenn er in seiner Einsamkeit über den Zustand nachdachte, in welchem er war, dann rief er gewöhnlich aus: „O mein Vater, der du schon längst unter den Gerechten jener Welt bist, welch' einen Reichthum hast du mir in deinen Lehren und in deinem Beispiel hinterlaßen? Vergieb daß ich so lange in einem blinden Wahn dahinging, und die Glückseligkeit des Lebens in Dingen suchte, welche das Auge durch ihre Reitze verblenden, aber Elend und Unglück im Gefolge haben. Ich kenne nun den Fallstrick der eitlen Ehre und des Reichthums, und kehre zur Tugend zurück, und zum Genuße der Glückseligkeit, die sie gewährt!"

Bisher hatte ihn seine Frau gehindert, seine Wünsche — auf dem Lande zu leben, in Erfüllung zu bringen. Sein erster Gedanke nach ihrem Tode war also der, so bald als möglich seinen Vorsatz auszuführen. Ebernitz war ihm unter allen der liebste Ort und kein Haus im ganzen Dorfe lieber als das, worin er erzogen und geboren worden war, wo er alle die guten Lehren in seiner Jugend erhalten hatte, welche ihm jetzt zur Aufrechthaltung in seinen mannichfaltigen Unglücksfällen dienten. Weh mußte es ihm allerdings thun, daß er dies Haus nicht mehr ganz sein eigen nennen konnte; aber er war doch froh, daß ihm davon eine Stube übrig war, welche

er

er ungehindert beziehen konnte. Der jetzige Besitzer des Hauses war überdies ein guter und verträglicher Mann, und erlaubte ihm auch den freien Genuß des Gartens. Da hätte man sehen sollen, wie begierig Martin den ersten Frühlingstagen entgegensah; denn es war Winter, als er nach Ebernitz zog. Kaum hatte die wärmere Frühlingsluft den Boden vom Schnee entblößt, kaum hatte sich das Merzblümchen am Heckenzaun hervorgewagt, als Martin schon jede Stelle im Garten besuchte, wo er einst als Knabe mit seinem belehrenden Vater gesessen hatte. Heilig war ihm jede Stelle, und der gute Mann benetzte jeden Ort wo er saß mit Thränen. Wäre nur noch die Hollunderlaube gewesen, in welcher so oft Vater Tobias Ruhe und Erquickung gefunden, und Segen auf seine Familie von der Vorsehung erfleht hatte; aber diese war eingegangen. Der Sturz von dem wohlthätigen Hollunderbaum war nur noch zu sehn, und obgleich der neue Besitzer die Laube durch Anpflanzung junger Bäume zu erhalten gesucht hatte, so hatte sie doch ihre alte Schönheit verloren.

Obgleich Martin von allem, von Vermögen, Ehre und Freunden verlaßen zu sein schien; so war er es doch nicht. Sein Garnhandel brachte ihm wieder so viel ein, daß er davon leben konnte, und mehr verlangte er jetzt nicht. Seine Ehre — die wahre Ehre, die dem Menschen unentbehrlich ist, oder seinen guten Nahmen, der nicht in Titteln und

Kleidern besteht, erlangte er auch wieder durch seinen guten und rechtschaffnen Lebenswandel und durch Vermeidung alles deßen, worin er sonst bei seiner Verblendung Ehre und Ansehn gesucht hatte. Und was seine Freunde betrifft; — o wie sehr wurde er für den Verlust jener Nichtswürdigen, die ihm Freundschaft und Liebe gelogen und sein Unglück befördert hatten, entschädigt! Kaum war er in Ebernitz angekommen, als er eines Abends einen Besuch erhielt. — Es war der redliche Jakob, der zu ihm kam. Mit niedergeschlagenen Augen reichte er ihm die Hand zur Bewillkommung und das erste was er ihm sagte war: „Kannst du mir vergeben, lieber Jakob?" — Darauf folgte ein Gespräch, was an Herzlichkeit wohl wenig seines gleichen haben kann. Beide weinten theils aus Wehmuth über Aennchens Schicksale und Margarethens Tod, theils aus Freude, daß ihre Seelen sich so ganz ungeheuchelt äußern konnten; am meisten rührte dieser Auftritt Martins Herz.

Und diese Freundschaft welche jetzt erneut wurde, war dauerhaft. Jakob kam oft zu ihm, und ob sie gleich an Jahren einander ungleich waren, so kamen doch ihre Seelen destomehr mit einander überein. Martin wurde in Jakobs Hause wie Vater behandelt, da Jakobs Eltern nicht mehr lebten, und sein treues Weib theils zu edel war, um seine Freundschaft mit Martin zu stören, theils selbst gegen

Martin

Martin die freundschaftlichen Gesinnungen hegte, als ihr Mann.

Hinreichend wäre der Umgang mit diesen guten Menschen gewesen, das Leben des unglücklichen Mannes wieder angenehm zu machen, aber es wurde ihm noch mehr gewährt. Der würdige Greis Pastor Heilfeld lebte noch, als Martin wieder nach Ebernitz zog. Er selbst würde zwar seiner körperlichen Schwäche wegen nicht zu Martin haben kommen können, und dieser hätte es aus Schaam nicht gewagt, zu ihm zu gehen; aber Jakob nahm ihn einst bei der Hand und führte ihn hin. Aus dem Herzen dieses Mannes empfing er nun noch die letzten Segnungen, welche ein reichlicher Beitrag zur Beruhigung und zum Trost für ihn waren; denn nicht lange darauf gieng dieser Greis zur Belohnung in eine beßre Welt.

Sechs Jahre waren bereits Martin in den angenehmsten Verhältnißen verfloßen, und man würde ihn vollkommen glücklich haben nennen können, wenn er nur einigermaßen hätte erfahren können, wo seine Tochter sei und wie sie lebe. „So schmerzhaft, sagte er bisweilen zu Jakob, so schmerzhaft mir der Tod meines Weibes war, so weiß ich doch, daß sie in meinen Armen gestorben ist; aber Aennchen — ach Gott! ist in den Händen eines Verführers, eines lasterhaften Menschen. Wüßte ich

daß

daß sie gestorben wäre, daß sie ihre Vergehungen bereut, und mit einem gebeßerten Herzen diese Welt verlaßen hätte, dann könnte ich mich beruhigen: aber das ist nicht wahrscheinlich, denn sie würde vielleicht doch auf ihrem Todtenbette so viele Kräfte gehabt haben, mir Nachricht zu geben. Ich muß daher glauben, daß sie noch lebt und wie? — O Jakob, Jakob!“

Dieser redliche Freund suchte ihn zwar zu beruhigen, aber es waren nur Muthmaßungen die er ihm sagen konnte; sie hatten also nicht Kraft genug, Martins väterliches Herz den Kummer und der Ungewißheit zu entreißen.

„Was dächt' er wohl lieber Martin, sagte Jakob, als er einmal wieder zu ihm kam, was ich ihm heute mitbringe? — Als ich heute zu Mittage vom Felde nach Hause kam, sagte mir meine Frau, der Briefträger hätte mir von der Post einen Brief gebracht. Einen Brief? dachte ich, wo sollte denn der herkommen? Ich breche ihn auf und finde noch einen und zwar an ihn. Ich lese den an mich, und finde keinen Ort wo er herkommt auch keine Unterschrift. In dem Briefe selbst aber steht, daß ich so gut sein und ihm den beiliegenden ganz geheim ohne jemandes Wißen einhändigen möchte, wenn er aber gestorben wäre, so sollte ich den Brief verbrennen. Hier ist er und auch der an mich, da

kann

kann er alles selbst lesen. — Er ist sicher von Aennchen!“

Martin riß ihn auf und rief aus: „Ja er ist von ihr, von meiner Tochter. Ach höre nun mein Jakob, höre was sie mir schreibt, du kannst ja alles wißen! — Mit zitternden Händen las er:

Berlin, am 5ten Merz 1778.

Mein Vater!

Habe ich in meinem Leben diesen Nahmen mit der größten Bewegung des Herzens und unter den bittersten Vorwürfen meines Gewißens gesagt und geschrieben, so ist es gewiß in diesem Augenblick. Meine Vernunft sagt mir, daß ich diesen Nahmen entheilige, aber mein Herz reißt mich hin, Sie meinen Vater zu nennen. Laßen Sie mich mit dem tröstenden Gedanken aus der Welt gehn, daß Sie das Bekenntniß des zerrißenen Herzens Ihrer Tochter nicht verschmähen, daß Sie ihr nicht fluchen, sie nicht verdammen, da ihr Gewißen sie schon selbst eine Fluchwürdige nennt. Der Allwißende, der meine Schandthaten alle kennt, weiß — daß die Reue mit der ich diese Worte schreibe, zwar schrecklich, doch wahr und aufrichtig ist. Meine Werke verdammen mich; aber der, der Barmherzigkeit auch mit dem Mißethäter hat, wird mich nach dieser Reue richten und meine zukünftige Bestimmung nach ihr abwägen.

abwägen. Ists möglich, so verzeihen auch Sie mir mein Vater und die, welche vielleicht vor Gram und Kummer um meinetwillen nicht mehr ist — meine Mutter!

Ich bin nicht im Stande die ersten Jahre meines Lebens zu beurtheilen und zu wißen, auf welche Art und Weise mein Herz schon frühzeitig mit Eitelkeit, mit einer falschen Ehrbegierde und mit der Sucht zu glänzen erfüllt wurde: aber das sehe ich ein, daß dieser Hang durch die Vertauschung des Landlebens mit der Stadt, durch den steten Genuß sinnlicher Lustbarkeiten, und durch die allzugroße Zärtlichkeit meiner Mutter so genährt wurde, daß meine Begierden keine Schranken mehr kannten. Durch Schmeicheleien und durch andere schändliche Lockspeisen wurde es jenem Wollüstling, deßen Nahmen ich nicht ohne Schauer nennen kann, leicht, mich in die Arme der Wollust zu stürzen. Ich wurde Mutter durch ihn ohne Muttergefühl. Mit tausend Gedanken quälte mich mein Ehrgeitz und meine Eitelkeit, als ich den Säugling vor mir sah, bis ich die Mörderin meines eignen Kindes ward. O ich sehe es noch, wie es mir entgegen lachte, als ich einer Furie gleich mit verruchter Hand mein Bette auf daßelbe warf, und es dadurch erstickte! Ich fühle noch das Zucken dieses verlaßenen Säuglings, wie er unter der Last mit dem Tode rang! Eine höllische Freude lachte aus mir, da ich sein Auge

verschloßen fand. Ich wußte durch verstellte Thränen meine Wärterin und alle die um mich waren zu täuschen, man hielt mich für schuldlos und ich — war eine Mörderin.

Die That war geschehen, und anstatt daß mein Gewißen mir das Schreckliche derselben hätte vorhalten sollen, freute sich vielmehr mein Geist, daß sie so gut gelungen war. Ich sahe wieder auf meiner künftigen Laufbahn nichts als Freude, Scherz und Genuß der Sinne, dem ich mich aufs neue ganz zu überlaßen gedachte, und kam mit diesen Vorsätzen von Brandenburg nach Unterbach zurück. Aber Gott! in welchem Elende fand ich Sie mein Vater! Hätte ich nur einige Erkenntniß von meinem Leben — von meinen Verbrechen gehabt, dann würde vielleicht ihr erlittenes Unglück ein Weg des Heils für mich geworden sein; allein der Gedanke mich getäuscht zu sehn, meine unersättliche Begierde nach Genuß sinnlicher Vergnügungen und meine gekränkte Eitelkeit ließen mich die thörichsten Entschlüße faßen, zu deren Ausführung ich aufs neue durch Eckmann verleitet wurde. War's Wunder, daß ich — die Mörderin ihres eignen Kindes, mit verhärtetem Geiste die Wohnung meines Vaters verließ; Daß ich mir aus den Thränen und dem freßenden Gram, von dem ich wußte daß er meine zärtliche Mutter treffen würde, nichts machte? — Ich ging.

Mein

Mein Verführer brachte mich hierher nach Berlin. Anfänglich glaubte ich in seinem Umgange meine Lüste zu befriedigen; aber ich erkannte bald in ihm einen durch das Uebermaaß genoßener Wollust geschwächten Menschen. Der Sturm meiner Leidenschaften, der Mangel der mich drückte und der Anblick männlicher Gegenstände, die meine Begierden unwiederstehlich reitzten, ließen mich bald Mittel aufsuchen, sie zu befriedigen — Mittel, von denen ich mein Gewißen zu bereden wußte, daß sie sich mir selbst angeboten hätten, um dadurch mich und mein künftiges Leben zu entschuldigen, wenn ich mir anders dies Gefühl zuschreiben darf. In kurzer Zeit war ich eine von denen, welche sich jedem ohne Liebe, die mich vielleicht veredelt hätte, zur Befriedigung wollüstiger Begierden überlaßen. Und selbst bei diesem Leben fand ich meine Eitelkeit genährt, wenn ich die zunehmende Menge derer sahe, welchen ich mich für Geld preiß gab. Jeder Thorheit war mein Herz offen, denn ich kannte kein Hinderniß mehr. Mein sittliches Gefühl, das ohnedem nie in mir erregt worden war, verschwand, kein Mangel drückte mich mehr, denn ich sah mich im Besitz eines Vermögens, daß ich auch bei der größten Ueppigkeit nicht verschwenden konnte; und das Feuer der Wollust, das in mir loderte, wurde bei diesem Leben sattsam genährt, obgleich nie befriedigt.

Ich hatte zwar bisweilen Veranlaßungen über meinen Zustand und über das Verderben, in welchem

ich war, nachzudenken; ich wurde oft durch gewiße Gegenstände auf das Andenken an Sie und meine Mutter gebracht; ich sahe den Tod Eckmanns, — der seiner Betrügereien wegen gefänglich eingezogen wurde und im Gefängniß sein schändliches Leben be-schloß: aber zu schwach — zu schwach war dies alles, um auf mein bethörtes Herz und auf die dicke Finsterniß meines Verstandes wirken zu können. Ich lebte hin in der Gefangenschaft meiner Leidenschaften und Laster, jeder Tag wurde mit ihnen bezeichnet, und — mein Gewißen schwieg.

Aber es ist erwacht! Gott! schrecklich erwacht! Da stehen sie alle vor mir die Laster die ich beging und verdammen mich! — Keine gute That finde ich unter ihnen! und gesetzt, daß Augenblicke sie unterbrochen hätten, in denen ein tugendhafter Gedanke in mir entstanden wäre, so werden dadurch die nachfolgenden Laster nur desto schwärzer, nur desto fürchterlicher! Ich sehe mein Vater, in welchem Abgrunde ich bin, und doch danke ich dem Gott der Liebe und Erbarmung, daß ich diese Erkenntniß habe, daß mein Herz, vor dem Eintritt in die Ewigkeit, reuevoll vor ihm im Staube sich niederwirft. Ich danke ihm dem gerechten Richter für die Leiden, die eine Folge meines Lebens sind, für die Schmerzen die in meinem Körper wüten, und welche wahrscheinlich mich an die Pforten des Todes bringen werden!

Ich würde Ihnen mit diesem Briefe die Summe des Geldes, welches ich verlaße, zusenden können; aber der Anblick dieses Blutgeldes würde Ihnen ein zu schrecklicher Beweiß von meinem Lasterleben sein, wodurch ich es erhielt. Ich habe es daher zu Verpflegung derjenigen Kinder bestimmt, welche so wie der Säugling den ich unter meinem Herzen trug, diese Welt erblicken und nicht die Grausamkeiten von ihren Müttern erfahren, deren ich mich schuldig gemacht habe. Ihre Thätigkeit, verbunden mit einem mäßigen und wohlgeordneten Leben, zu der Sie gleich nach ihrem Unglück zurückkehrten, und von der ich noch selbst ein Augenzeuge war, wird Ihnen gewiß den nöthigen Unterhalt Ihres Lebens reichen. Die größte und angenehmste Verlaßenschaft wird Ihnen die Ueberzeugung sein, daß Ihre schändliche Tochter noch im Angesichte des Todes zur Erkenntniß gekommen ist, und daß sie mit reuevollem Herzen zu ihrem Richter in ein andres Leben übergeht.

Sollte meine Mutter den Gram über meine Entweichung überwunden haben und noch leben, dann mein Vater sagen Sie ihr, daß ihre Tochter durch Schmerz und Leiden geändert, diese Erde verlaßen hat. Ihrer eignen Behutsamkeit will ichs überlaßen, wie Sie es ihr vortragen und was Sie aus meinem Schreiben weglaßen können, da ich weiß daß ihre zärtliche Seele gegen mich zu starck erschüttert würde, wenn sie mein freies Geständniß, das

ich

ich Ihnen als Vater thun mußte, auf einmal erführe. Gewiß aber ist es, daß ich nicht mehr lebe, wenn Sie diesen Brief lesen, weil er sonst nicht in ihre Hände gekommen wäre. Ich übergebe ihn den Händen eines Mannes, der ihn nach meinem Tode absenden wird. Sollte ich aber von meiner Krankheit genesen, dann eile ich selbst in Ihre Arme und flehe Sie an um Mitleid und Vergebung meiner Schuld.

Aus Vorsicht, daß Ihnen mein Schreiben ganz geheim anvertraut — oder daß es vertilgt würde, wenn Sie nicht mehr unter den Sterblichen wären, habe ichs durch die Hände des redlichen Mannes, des guten Jakobs gehen laßen. Umarmen Sie diesen Rechtschaffenen, deßen treue Liebe ich aus Eitelkeit zu verschmähen niederträchtig genug war. Theilen Sie ihm, an deßen Seite ich ein glückliches und tugendhaftes Weib gewesen wäre, alles mit, was ich Ihnen geschrieben habe. Er wird mich meiner Laster wegen verabscheuen, aber vielleicht bringt seine ehemalige Liebe zu mir eine Thräne in sein Auge, wenn er sich von der aufrichtigen Reue überzeugt, mit der meine zitternde Hand Ihnen mein Leben mitgetheilt hat. Der Gedanke, daß für mich diese Thräne fließen wird, soll in der Stunde, wenn mein elender Körper zuletzt mit dem Tode ringt, ein erquickender Balsam für mich sein.

Noch

Noch einmal fleht Sie diejenige um Vergebung an, welche durch Eitelkeit und Wollust sich aufopferte und die mit einem blutenden Herzen sich nennt

Ihre
lasterhafte doch reuevolle Tochter,
Anna Wendeln.

Der gute Martin war nicht im Stande das Schreiben zu lesen, sein våterliches Herz wurde zu stark angegriffen. Er legte es, da er kaum einige Zeilen gelesen hatte vor sich hin auf den Tisch und sagte: — „O Jakob, Jakob! ich kann nicht weiter — lies du!“ — Als dieser fertig war, saßen sie beide wie vom Schlage gerührt, ihr Blick heftete sich stier an den Boden, ihrer Sprache waren sie nicht måchtig und keiner schien von der Gegenwart des andern zu wißen. Endlich rief Martin aus, als ob ein Engel ihm Trost in die Seele geredet håtte: „Gott! welche Wege der Beßerung führst du mich; ich danke dir! Und meine Tochter — dir sei verziehen, wie der gerechte Richter dir verzeihen mag! Auch ich fehlte; — ruhe sanft!“ — Mit diesen Worten hörte ihr betåubter Zustand auf, aus ihren Augen stürzten Thrånen, welche sie wohl noch nie mit solcher Empfindung geweint hatten, und mit nahmenloser Rührung warf sich Jakob an Martins Hals und dankte ihm, daß er Aennchen vergab.

Von dieser Zeit an wurde Martin in seiner Seele ruhiger. Schrecklich war zwar das Bekenntniß,

welches

welches ihm Aennchen von ihrem Leben gemacht hate, aber die ungeheuchelte Reue, wovon er sich von Zeit zu Zeit lebhafter überzeugte, war ihm ein zureichender Grund der Beruhigung. „Ich weiß sagte er oft, daß ich sie in dieser Welt nicht mehr finde, aber wie süß ist es für mich — zu wißen, daß sie nicht ohne Selbsterkenntniß — ohne Reue aus ihren Lastern durch den Tod in die Ewigkeit geführt wurde.“

Sein künftiges Leben war eine ununterbrochene Fortsetzung guter Handlungen. Fern vom Ehrgeitz, der ihn jahrelang gefeßelt hatte, lebte er wie einst sein Vater Tobias still und gerecht, und war thätig — nicht um ohne edle Absichten reich zu werden, sondern bloß um dem Mangel und der Dürftigkeit zu entgehen und dabei dem Nothleidenden nützlich zu werden.

Zwölf Jahre durchlebte er noch bei dieser Stille der Seele, welche er oft das größte Glück seines Lebens nannte. Jakob blieb sein treuer Freund bis zur Scheidestunde, drückte ihm seine brechenden Augen zu, und folgte mit aufrichtigen Thränen seinem Sarge, als man ihn neben den Gebeinen seines Vaters begrub.

Staatl. Bibliothek Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmiedtgen, Johann Gottfried Daniel

Anna, oder der Fallstrick der Ehre und des Reichthums Ein Volksbuch. Besonders für den Bürger und Landmann; für Herrendiener und Dienerinnen

Leizpig; Gera 1798

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.373
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301532-5